

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Barack, M.: Die rächende Hand. Erzählung [5 Bilder; Kepler, R. E. ]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

## Die rächende Hand. Erzählung von M. Barad.



Wenn man von Schaffhausen, an dem herrlichen Rheinfall vorüber, dem Laufe des tiefgrünen Stromes folgend gegen Basel wandert, so gelangt man bei der Mündung der Wutach, des bedeutendsten Flusses des südlichen Schwarzwaldes, in unmittelbarer Nähe der freundlichen, altertümlichen Stadt Waldshut in den mittelalterlichen Albgan, welcher, durch den Lauf der Schwarz- und Schlucht in zwei Teile, die Grafschaften Stühlingen und Hauenstein, geschieden, einst den weit- und schönste und interessantesten Distrikt des ganzen Schwarzwaldes umfaßte. Der letztgenannte Teil insbesondere, die Grafschaft Hauenstein — das sogenannte Hohenland —, zeichnet sich durch wahrhaft großartige Naturschönheiten aus, die ihren Gipfelpunkt erreichen in dem herrlichen Albthal, das oberhalb der berühmten Abtei St. Blasien beginnend bis zu seiner Mündung ins Rheintal Partien aufweist, welche bei stets sich steigender Schönheit und Wildheit selbst von den bekanntesten Thälern der Schweiz nicht übertroffen werden. Außerdem aber ist das Albthal berühmt durch die körperliche Schönheit seiner Bewohner, deren eigentümliche malerische Tracht und ganz besonders durch die interessanten geschichtlichen Ereignisse, die sich während so mancher Kämpfe der Hauensteiner um ihre Rechte und Freiheiten im sechzehnten, siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert daselbst abspielten.

Dieses herrliche Thal und dessen Umgebung ist der Schauplatz unserer nachfolgenden Erzählung.

Es war am Bartholomäustage, am 24. August des Jahres 1524, als in der am Hochgestade des Rheines gelegenen österreichischen Waldstadt Waldshut<sup>1)</sup> das Kirchweihfest gefeiert wurde. Alt und jung aus der näheren und ferneren Umgebung strömte deshalb dahin zusammen, ungeachtet — oder vielmehr gerade wegen — der Schwere jener besonders drückend auf den Bauern lastenden Zeit mit allen ihren unerschwinglichen Abgaben,

<sup>1)</sup> Der ganze Albgan erstreckte sich von der Mündung der Murg und an dieser aufwärts bis zum Feldberge, von diesem quer herüber nach dem Titisee und sodann dem Laufe der Wutach folgend bis zu deren Mündung in den Rhein. Dieser Strom selbst bildete die südliche Grenze.

<sup>2)</sup> Es gab vier solche österreichischen Waldstädte: Lausen- burg, Säkingen, Rheinfelden und Waldshut. Großer Volkskalendar für 1893.

Zinsen und Fronen an das Gotteshaus St. Blasien, denn weitaus die meisten Bewohner des Hauensteinerlandes waren Zins- und Lehensteute dieser durch ihren Reichtum sprichwörtlich gewordenen Abtei.

Früher freilich war dies anders gewesen. Von vierundzwanzig Burgherren, die in der Grafschaft hausten, hatte keiner etwas anderes daselbst bejessen, als seine Eigengüter. Doch schon im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts war der letzte von ihnen mit Helm und Schild begraben worden und alle Güter des ausgestorbenen Adels waren durch Kauf, Schenkung oder Gewalt an St. Blasien übergegangen, während die seither von den Ritters geübte Schirmherrschaft des Ländchens an Osterreich kam, welches zugleich auch der Schirmherr der Abtei war. Dieses Doppelverhältnis aber wurde die Ursache vielen über das Land und seine Bewohner gekommenen Unglücks. Zwar thaten sich diese Waldleute alsbald, um sich der Uebel des damals herrschenden Faustrechts zu erwehren, in einen Bund zusammen, aus welchem sich schnell eine volkstümliche Selbständigkeit entwickelte. Dies war die sogenannte „Hauensteiner Einung“, an deren Spitze acht Einungsmeister, „die Achtmannen“ standen, welche aus ihrer Mitte „den Redmann“ (Spracher) zur Oberleitung der Bundesangelegenheiten erwählten. Diesen von den Herzogen von Osterreich, den Landesherren, anerkannten Einungsmännern gelang es längere Zeit, sich und den Bundesangehörigen die Rechte eines freien Volkes zu wahren. Insbesondere hatten sie es durchgesetzt, daß sie innerhalb der Grenzen der Einung ihre eigene Gerichtsbarkeit, ihre eigene Verwaltung und, wie alle freien Männer, das Recht zum Waffentragen hatten. Dies alles aber war mit der Zeit anders geworden. Manderlei Streitigkeiten zwischen dem Waldvolk und St. Blasien waren ausgebrochen, die jeweils unter gemeinsamer Beratung der Einungsmänner mit dem Repräsentanten des Schirmherrn, „dem Waldvogt“, und jenem des Klosters, „dem Waldprobst“, geschlichtet werden sollten. Hierbei aber verstanden es die geistlichen Herren stets trefflich, den Waldvogt für sich zu gewinnen und die gerechten Einwendungen der Achtmannen gegen die Annäherungen der Abte als Anfehlung gegen die Landeshoheit darzustellen. Stets fiel darum das Urteil gegen die Wälder aus, und so kam es, daß nach und nach ihre Freiheiten Stück für Stück verloren gingen und die Hauensteiner selbst zum weitaus größeren Teil Zins- und Dienstleute der Abtei wurden, welches milde Verhältnis die herrschsüchtigen Abte bald in vollständige Leibeigenschaft umzuändern wußten.

Dies war zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts der Stand der Dinge im „Hohenland“, wie man die Grafschaft spottend nannte nach der kurzen, schwarzen, gefälkelten Pump hose, welche daselbst zur Tracht der Männer gehörte und „Hose“ genannt wurde. Mehr und mehr verschlimmerten sich diese Zustände, denn immer weiter ging die Begehrlichkeit der geistlichen Herren, und zu allem schon vorhandenen Unglück erließ Kaiser Maximilian I. im Jahre 1507 eine neue „Waldordnung“, welche die Rechte des Volkes noch mehr beschränkte und dieses selbst in ein vollständiges Abhängigkeitsverhältnis zu St. Blasien brachte. Als aber bald nachher die Reformation, von dem erleuchteten Waldshuter Pfarrer Valthasar Hubmeier gepredigt, auch ins Albthal drang und mit reizender Schnelligkeit wie in der Stühlinger Grafschaft so auch in Hauenstein Anhänger fand, da ergriff der erboste, fanatische Abt Johann — ein Bauernsohn von Bettmaringen bei Stühlingen, mit Namen Spielmann — die Gelegenheit, um

„die Hosen“ noch mehr und bis zur Unerträglichkeit zu drängen. Dies vermehrte natürlich die herrschende Erbitterung, und allgemein dachte man in Hauenstein an Selbsthilfe und Abschütteln des Joches, besonders nachdem die Stühlinger hierin Beispiel gebend vorgegangen waren. Dort hatte nämlich die Gemahlin des Landgrafen Sigismund von Lupfen um Johanni 1524, mitten in der Erntezeit — so berichtet die Billinger Chronik — eine Anzahl Bauern von ihrer Arbeit wegtreiben lassen, um für sie selbst Erdbeeren zu sammeln und — Schneckenhäuslein zum Aufwickeln von Faden aufzulesen. Dies erregte überall dumpfes Murren des Unmuts, und endlich kam die lange verhaltene Gärung in einem offenen Aufstand der gequälten Bauern zum Ausbruch. Rings um Stühlingen kündeten sie dem Landgrafen Fronen, Steuern und Lehenspflicht, scharten sich zusammen und fanden, ihrer sechshundert zu Schutz und Trutz vereint, einen Führer in Hans Müller von Vulgenbach.<sup>1)</sup> Dieser, ein vielerfahrener Kriegsmann, der die Feldzüge wider König Franz von Frankreich mitgemacht hatte, verstand das Kriegshandwerk gründlich und war überdies durch natürliche Beredsamkeit, Wit und Schlaubeit ein tüchtiges demagogisches Talent. Er verstärkte zunächst seine Schar mit Hilfe von ausgedienten Boten, welche überall den offenen Aufruhr gegen alle „Schloß- und Klosterherren“ predigen mußten, organisierte dann den ungeordneten Haufen militärisch und sammelte Geld, Waffen und Lebensmittel. Nachdem er aber in Zeit von wenigen Wochen seine Schar auf Zwölfhundert gebracht hatte, beschloß er einen Hauptstreich auszuführen und mit seinem ganzen Bauernhaufen unter dem Schein des Kirchweihbesuches nach Waldshut zu ziehen, um hier mit einem Schlage die von überallher zusammenkommenden Bauern zum Beitritt in den großen Bund zu bewegen. Diese seine Absicht hatte er vorher thunlichst verbreiten lassen, und darum strömte heute, an dem erwähnten 24. August, alles aus den Dörfern ringsumher nach Waldshut zusammen, um Hans Müller, den Retter und Befreier von so vielen Zwang und Glend, zu begrüßen.

Unter den vielen Hunderten von Bauern, welche der Ankunft des Vulgenbachers harzten, war besonders einer auffallend, ein Mann von athletischem Körperbau, der alle andern auf der Straße Stehenden reichlich um Haupteslänge überragte. Seine schönen, fast edel zu nennenden Gesichtszüge, das bis zur Schulter reichende pechschwarze Haar und der lange, auf die Brust herabwallende Vollbart, ferner die großen dunkeln Augen, die lange gerade Nase und die gebräunte Haut hätten ihn als echten Abkömmling des alemannisch-burgundischen Volksstammes der Hauensteiner erkennen lassen, auch wenn er nicht deren malerische Tracht — das Nutschenhemd, mit ausgelegter Krause um den entblößten Hals, das lange rote, unten mit einer breiten Goldborte eingefasste Bruststück, die faltenreichen Hosen und die weißen Strümpfe samt den mit roten Bändern zusammengehaltene Lederschuhen — getragen hätte. Diese Tracht, zu welcher sich noch eine mit Nittergold besetzte Pelzmütze und eine lange, heute übrigens der herrschenden Hige wegen über den Arm gehängte schwarze Tuchjacke gesellen, kennzeichnete ihn mit zweifelloser Sicherheit als „Hosen“, denn nur diese trugen dieselbe, während sich die Kleidung der benachbarten Gegenden wesentlich von ihr unterschied.

Der schöne riesige Mann war übrigens nicht allein.

<sup>1)</sup> Ein kleines, unweit Stühlingen gelegenes, der Abtei St. Blasien gehöriges Dorf.

An seiner Seite befanden sich zwei Frauen, welche sich durch ihre Tracht gleichfalls als Hauensteinerinnen bekundeten. Die ältere von ihnen, durchweg schwarz gekleidet — mit Ausnahme der roten Strümpfe, welche unter dem kurzen, bis zur Hälfte der Wade reichenden, goldbortierten Rock hervorliefen — verriet sich hierdurch als Frau oder Witwe, während die bunte Tracht der Jüngeren — das rote, mit schwarzen Sammetbändern und einem gestifteten Brustlatz gezielte Leibchen, der grüne „Tschopen“ (eine kurze ärmellose Jacke), der dunkelblaue Rock, die roten Latschenschuhe und die schwarze „Blunderkappe“ mit goldgesticktem Boden — sie als Mädchen, und der breite Gürtel von getriebenem Silber als wohlhabendes Mädchen kennzeichnete. In der That auch war dies der Fall, denn die etwa zwanzigjährige Hauensteinerin war die Tochter der älteren und diese selbst die Witwe des Joseph Tröndle zu Schlageten<sup>2)</sup>, der sich allen Lockungen der sanktblasischen geistlichen Herren zum Trost als freier Mann auf seinem freien Eigentum erhalten hatte und ihnen weder zinsbar noch leibeigen geworden war. Dies hatte freilich seinen besondern Grund. Während sich im Laufe der letztvergangenen hundert Jahre viele ehemals freie Grundbesitzer, um der den „Gotteshausleuten“ zustehenden Befreiung von mancherlei Lasten, insbesondere vom Kriegsdienste, teilhaftig zu werden, sich freiwillig dem Kloster zins- und lebenspflichtig gemacht hatten, war Tröndle weder selbst noch sein Vater und Großvater, die vor ihm auf der Mühle saßen, zu diesem Schritte genötigt gewesen. Alle drei hatten nämlich das gleiche körperliche Gebrechen, das sie zum Kriegsdienst untauglich machte, sie waren „buckelig“. Da aber der Kriegsdienst dem besitzenden Bauern oder Gewerbetreibenden die größte Last war, so zogen „die Buckelmüller“ vor, freie Leute zu bleiben, und der letzte Besitzer der schönen und großen Mühle besonders weigerte sich standhaft, in ein Höriigenverhältnis zur Abtei zu treten und dafür — wie dies z. B. sein Freund und Nachbar Hans Jehlin von Niedermühle<sup>3)</sup> gethan hatte — seine Mühle als Erblehen für sein Geschlecht in Empfang zu nehmen. Der schlaue Buckelige, der damals gerade im Begriff war, mit Margarete Benz, einer gleichfalls freien Müllers-tochter von Immeneich, in die Ehe zu treten, hielt nämlich nicht für unmöglich, daß ihm entweder gar keine oder nur weibliche Kinder geboren würden. In beiden Fällen aber hätte die Abtei nach seinem Tode seine schöne Mühle als verfallenes Mannslehen zu Eigentum eingezogen und — „den Pfaffen“ gönnte er sie nicht. Die Folge zeigte auch, wie recht er gehabt hatte, denn es ward ihm in der Ehe wirklich nur diese einzige Tochter geboren, die wir in Begleitung ihrer Mutter als Gefährtin des riesigen Hauensteiners, ihres Verlobten, in Waldshut gesehen haben. Dieser selbst aber war kein anderer als Kunz<sup>3)</sup>, der Sohn des obengenannten Hans Jehlin, der gegenwärtige Besitzer oder vielmehr Erblehensträger der sanktblasischen Mühle zu Niedermühle.

Veronika Tröndle — die „Buckelmüller-Beri“, wie sie allgemein genannt wurde — war ein bildschönes Mädchen und paßte in jeder Beziehung zu ihrem stattlichen Bräutigam. Auch sie war von mehr als gewöhnlicher Größe und bei vollen, fast üppigen Formen von schlankem aber kräftigem Wuchs. Ihr Antlitz mit

<sup>1)</sup> Kleines, nur aus wenigen Häusern bestehendes Dörfchen oberhalb Immeneich, im Albthal.

<sup>2)</sup> Ebenfalls kleines Dorf, unterhalb Immeneich.

<sup>3)</sup> Abkürzung für Konrad.

den sanften, weichen Zügen hatte etwas „madonnenhaftes“ und verriet, wie auch ihre schönen lichtblauen Augen und ihr dichtes hellblondes Haar, das sie in zwei gewaltige, mit schwarzen Seidenbändern umwundene und über den Rücken hängende Zöpfe geflochten trug, ihre rein-alemannische Abstammung. Seit zwei Jahren schon war sie die Braut des Kunz. Ihr damals noch lebender Vater hatte auf ihre Bitten hin — denn sie liebte den prächtigen Burschen leidenschaftlich — in die Verlobung gewilligt, aber die Bedingung daran geknüpft, daß es Kunz gelinge — wenngleich durch erhebliche Geldopfer — seine volle persönliche Freiheit zurückzuerhalten und seine Mühle von der Lebenshoheit St. Blasien wieder abzulösen. Daraufhin hatte Kunz Jehlin alsbald sich persönlich in das Gotteshaus begeben, um den von seinem Vater abgeschlossenen Vertrag rückgängig zu machen. Aber alle seine Anerbietungen, die er unter Angabe der ihn bestimmenden Gründe machte, wurden ebenso wie seine Bitten von dem stolzen, herrschsüchtigen Abte Johann zurückgewiesen. „Er solle nur des Buckelmüllers Tochter heiraten“ — erwiderte er ihm mit rohem Hohne —, „dies wäre ihm ganz recht, denn es wäre der beste und sicherste Weg, endlich auch die Schläger Mühle in die schon lange angestrebte Lehensherrschaft des Klosters zu bringen — von allem andern aber, namentlich einer Aufhebung seines eigenen Lebensverhältnisses, könne nicht die Rede sein.“ Dabei blieb der berzlose Abt, und als Kunz traurig mit diesem trostlosen Bescheid heimkehrte, blieb auch der Buckelmüller fest bei seinem Worte stehen und ließ sogar bei seinem bald nachher erfolgenden Tode sein Weib schwören, daß sie nicht eher in die eheliche Verbindung der beiden willigen wolle, bis seine Bedingung erfüllt, bis Kunz ein in jeder Beziehung freier unabhängiger Mann geworden wäre.

Seither — seit Tröndles Tode nämlich — waren anderthalb Jahre vergangen und die Vereingung der beiden Liebenden war noch immer nicht möglich geworden, denn einen wiederholten Versuch Kunz Jehlins, seine Mühle abzulösen, hatte der Abt ebenso schroff abgewiesen wie den ersten, und Frau Margarete hatte hierauf in gewissenhafter Erfüllung des ihrem verstorbenen Gatten geleisteten Eides hartnäckig ihre Einwilligung zur ehelichen Verbindung des Paares verweigert. Da hatte Kunz vor wenigen Wochen erst, als das Vorgehen der Stühlinger gegen ihren Zwingherrn anfang bekannt zu werden, es unternommen, nochmals vor den Abt zu treten, fest entschlossen, wenn es seinen Bitten nicht gelingen sollte, seinen Wünschen geneigtes Gehör zu verschaffen, die Erfüllung derselben nach dem von den Bauern der Nachbar-Grafschaft gegebenen Beispiel zu erreichen. Als daher Abt Johann, der ihn im Refektorium <sup>1)</sup> im Kreise seiner beim Mahle versammelten Mönche empfing, seiner nun zum drittenmal vorge-

brachten Bitte gegenüber abermals unzugänglich blieb und ihm sogar in barscher Weise verbot, ihn jemals wieder in dieser Angelegenheit zu behelligen, da übermannte den wackeren Hauensteiner sein gerechter Zorn. Er schlug mit seiner gewaltigen Faust auf den Tisch, daß der fromme Prälat und die übrigen Gottesmänner erschrocken aufsprangen, und rief laut, daß es durchs ganze Refektorium schallte: „Wohlan, Herr Abt, ich habe — Gott sei mein Zeuge — alles gethan, was möglich war, um in Frieden eine Einigung mit Euch zu erlangen, doch Ihr habt alle meine Anerbietungen und Vorschläge zurückgewiesen. Auf Euer Haupt komme darum, was ich nunmehr zu thun gezwungen bin. Höret deshalb: Hiernit künde ich Euch die Lehenspflicht, verweigere alle Steuern, Zinsen und Abgaben an Euer Kloster und erkläre mich für frei, vollkommen frei und unabhängig von Euch! — Lebt wohl, Herr Abt, — Ihr habt es so gewollt!“

Mit diesen Worten wandte sich Kunz, um zu gehen. Aber der vor Schreck und Staunen anfänglich sprachlose Abt hatte sich inzwischen erholt. „Ha, frecher Bauer,“ schrie er wütend, „das sollst du büßen! Ergreift ihn, Brüder, und macht ihn dinafest!“



Zwei von ihnen saßte er und schleuderte sie unter den Tisch.

Sechs Mönche stürzten sich, dem Gebote ihres Oberhauptes gehorchend, auf den kühnen Müller. Aber der Kiese schüttelte sie von sich ab wie Fliegen. Zwei von ihnen jedoch, die sich ihm nochmals entgegenzustellen wagten, saßte er und schleuderte sie unter den Tisch, daß sie vermeinten, den Gesang der Engel im Himmel zu vernehmen, und stöhnend um Hilfe riefen. Da verging den andern die Lust, den gewaltigen Mann bändigen zu wollen. So gewanner den Ausgang,

und ehe die feisten Gottesmänner in'stande waren, ihm nachzusetzen oder die Klostersknechte zu seiner Verfolgung herbeizurufen, war er hinweggeißelt.

Ungefährdet kam Kunz Jehlin auf seiner Mühle an, und jetzt war es sein erstes, daß er vor die Bauern seiner Heimat trat und — wie dies die Emisäre des Bulgenbachers gethan hatten — von Dorf zu Dorf zog, überall erzählend, was er gethan, und seine Landsleute zu gleichem Abschütteln des verhassten drückenden Joches auffordernd. Und jubelnd hörten ihn überall die Bauern, und als der Abt von St. Blasien Reisige und Knechte sandte, um den fecken Müller zu greifen, da standen sie alle wie ein Mann für ihn auf, rissen die Mannen des verhassten Klosters von den Pferden und schidten sie braun und blau geschlagen wieder heim. Einige Tage später aber traten die Bauern der ganzen Einung Wolpadingen, zu welcher das Dorf Niedermühle, die Heimat Jehlins, gehörte, zusammen und wählten ihn zu ihrem Einigungsmeister. In den drei andern Einungen „ob der Alb“ <sup>1)</sup> und sämtlichen „unter der Alb“ wurde

<sup>1)</sup> Die gesamte Einung zerfiel von Westen nach Osten in das Land „ob der Alb“ und „unter der Alb“, mit je vier einzelnen Unter-Einungen, welche nach deren Hauptorten be-

<sup>1)</sup> Diesen Namen hat der Speisesaal in den Klöstern

der kühne Müller sogar zum Redmann ausgerufen, und auf seinen Antrag sandten alle Gemeinden, welche St. Blasien zins- und lebenspflichtig waren, einen förmlichen Abjagebrief an das Kloster und erklärten sich gleich ihrem Redmann für frei und unabhängig.

Dies alles war, wie bereits erwähnt, nur kurze Zeit vor dem Waldshuter Kirchweihfest geschehen. An diesem Tage aber, an welchem Hans Müller von Bulgenbach zur Verbrüderung mit der Hauensteiner Bauernschaft nach Waldshut kommen wollte, hatte sich Kunz Jehlin mit den Achtmannern und je drei Mann jeder Einung dahin aufgemacht, um als Vertreter dieser die Verbrüderung mit den Stühlingern zu vollziehen. Außerdem aber hatte Kunz seine Braut und deren Mutter nach der Waldstadt mitgenommen, denn gleich den meisten Albthalbewohnern hatten auch er und die beiden Frauen sich dem neuen, von Balthasar Hubmeier gelehrten Glauben zugewandt, und in diesem wollte er sich heute mit seiner geliebten Veri trauen lassen, denn jetzt endlich, nachdem Kunz „ein freier Mann“ und sogar Redmann geworden war, hatte Frau Margarete ihre Einwilligung zur Vermählung des glücklichen Paares gegeben. Darum sollte Kunz nur erst seine „Geschäfte“ mit dem Bulgenbacher erledigen, dann aber wollte die Buchelmüllerin ihrer Tochter die wirtengeschmückte „Braut-chapel“<sup>1)</sup> aufsetzen, um sie gemäß der Landessitte am Altare mit dem Geliebten zu vereinen.

Endlich, nach langem Warten, traf der Führer der Stühlinger Bauernschaft an der Spitze seiner zwölfhundert Mann starken Schar in Waldshut ein, denn zu den erstempörten Hörigen und Leibeigenen des Grafen von Puzyn hatten sich inzwischen auch die Bauern des Grafen Rudolf von Sulz, ferner die des Freiherrn David von Landeck und die Hinterfassen<sup>2)</sup> von St. Blasien aus den Gegenden zwischen dem Schluchsee und der oberen Butach hinzugesellt. Jubelnd wurde Hans Müller, der, in einen roten Mantel gehüllt, ein Barett der gleichen

Farbe auf dem Kopfe, die schwarz-rot-gelbe Reichsfahne in der Faust, auf dem mit Laubwerk, Blumen und bunten Bändern geschmückten „Zierwagen“ saß<sup>3)</sup>, als Retter und Befreier aus Not und Bedrängnis nicht allein von den Bauern begrüßt, sondern auch von der Einwohnerschaft der Waldstadt, welche als Anhänger der Reformation durch ihn von Oesterreichs Herrschaft loszukommen hoffte. Darum fiel es dem Bulgenbacher, der ebenfalls Befreier der neuen Lehre war, nicht schwer, sich Gehör zu verschaffen, als er, auf dem Marktplatz angelangt, seinen Wagen halten ließ und von ihm herab zu der nach Tausenden zählenden Menge sprach.

„Liebe Brüder,“ rief er, „wider göttliches und menschliches Recht ist dem gemeinen Mann in Städten und auf dem Lande von geistlichen und weltlichen Herren

großer Druck und Beschwerde auferlegt worden. Immer soll er zinsen und zahlen; des Schindens und Schabens an ihm ist kein Ende. Der Bauer besonders hat darunter zu leiden, denn als Höriger oder Leibeigener seines Herrn ist er um seine Freiheit betrogen und mit Lasten geradezu überladen. Ihrer Tausende und aber Tausende nagen mit Weib und Kind am Hungertuch, während die Adligen in ihren Schlössern und ebenso die Mönche in ihren Klöstern und Pfaffenstüpfende Fräuleiche ihres Schweißes verprassen. Ginge es so fort, so müßte noch der ganze Bauernstand und überhaupt alle gemeinen Leute an den Bettelstab kommen, denn stets sinnen unsere sogenannten Herren auf neue Steuern, Abgaben und Lasten. Zu der Schatzung, den Zehnten, Quart, Grund- und Lebenszinsen, den Leibeigen-



Jubelnd wurde Hans Müller als Retter und Befreier begrüßt.

schaftsabgaben, Frondiensten und vielen andern Lasten, welche dem Bauern bisher schon auferlegt waren und ihn zwangen, so raubtes Brot zu essen, daß es nicht einmal seine Hunde anrühren, sind nunmehr auch noch der Wildbann, die Jagdfron und die Wildsteuer<sup>3)</sup> hinzugekommen. Dazu verweigert man ihm die Benützung

<sup>1)</sup> Historisch.

<sup>2)</sup> Unter dem Namen „Wildbann“ nahm man dem Bauern das Recht, selbst seine Felder gegen die Verwüstungen des Wildes zu schützen; unter der Bezeichnung „Jagdfron“ legte man ihm die Last auf, die Garne zum Jagen des Wildes beizuführen und letzteres den Jägern zuzutreiben; unter dem Namen „Wildsteuer“ endlich wurde ihm dafür, daß der Grundherr das Wild wirklich wegfinde und die Felder nicht mehr von ihm verwüsten lasse, noch eine besondere Abgabe auferlegt.

nannt waren. Die „ob der Alb“ hießen: 1) Dogern, 2) Birdorf, 3) Wolpadingen und 4) Höchenschwand. Die „unter der Alb“ hießen: 1) Gerweil, 2) Ridenbach, 3) Hochsal und 4) Murg.

<sup>1)</sup> Diesen Namen trägt im Hauensteiner-Land der eigentümliche Kopfschmuck der Bräute.

<sup>2)</sup> Es bezeichnet dieser Ausdruck Leute, die ohne geschlossene Güter, nur mit einem Haus oder einzelnen Feldern angelesen sind.

der Zinswälder zu Bau-, Brenn- und Koblholz samt allen anderen früheren Gerechtigkeiten, denn der Bauer ist ja rechtlos gegenüber der Grundherrschaft, dem Adel und der Pfaffenheit. Dies kann und soll nicht länger mehr so fortgehen! Wir wollen jenen, die sich unsere Herren nennen — nicht weil sie es nach Gottes Willen sind, sondern weil sie sich selbst dazu gemacht haben — nicht länger mehr gehorchen. Keinen andern Herrn wollen wir mehr haben, als den Kaiser; ihm allein wollen wir unsern Tribut geben und außer ihm niemand! Wir sind es müde, den Herren vom Adel die Hunde zum Jagen zu machen und uns fernerhin von ihnen und den Pfaffen zu St. Blasien und andern Klöstern schänden und plagen zu lassen!"<sup>1)</sup>

Jubelnder Beifall von allen Seiten folgte diesen aufreizenden Worten. „Recht so, Bruder Hans," rief einer ihm zu, „wir wollen selbst Jäger sein und die Adligen hegen!"

Lautes Lachen erscholl, das sich noch steigerte, als ein anderer rief: „Und den Pfaffen wollen wir statt der Kutte das eigene Fell über die Ohren ziehen!"

„Und den Rittern wie den Mönchen die Zinsen und Steuern nur mehr in vollwichtigen Hieben auszahlen!" schrie ein dritter unter nochmaligem jubelnden Beifall, der jedoch sofort verstummte, als Hans Müller die Hand erhebend kund that, daß er weiterprechen wolle.

„Liebe Brüder!" begann er wieder, als vollkommene Stille eingetreten war. „Ich sehe und höre zu meiner Freude, daß ihr alle gleich mir der Ansicht seid, es müsse anders werden. Höret denn, was für Gerechtigkeiten und Freiheiten wir meiner Meinung nach zu erlangen bestrebt sein müssen."

Wir müssen vor allem das Recht erhalten, uns künftig in den Gemeinden selber unsere Pfarrer zu wählen, Männer, die ein Herz für das arme Volk haben und ihm Gottes Wort lauter nach dem Evangelium verkünden! — Des ferneren muß die Leibeigenschaft abgeschafft werden, denn wir sind ebenfogut wie die Vornehmen nach Gottes Ebenbild als freie Menschen geschaffen und Christus hat uns alle ohne Unterschied durch sein kostbares Blut erlöst! — Der Vogel- und Fischfang muß für den Bauern frei sein, desgleichen auch die Jagd, denn es ist nur gerecht und billig, daß das Wild, welches sich auf seinen Feldern und Wiesen ernährt, ihm auch verfällt und ihm gehört, so er es zu erlegen vermag! Mit dieser Freigebung jeglicher Jagd wäre natürlich auch die Befreiung von Wildbann und Wildsteuer verbunden! — Die Gemeinden müssen wieder, wie früher, eigene Waldungen haben, die dem gemeinen Mann seinen Bedarf an allen Arten von Holz liefern! — Aller Frondienst muß aufhören! — Der Zins auf Lehngüter soll künftig nach Billigkeit geschätzt werden, damit wir nicht wie bisher den Grund und Boden nur zum Vorteil der Lehensherrschaft bebauen! — Endlich muß der Brauch aufhören, welcher »der Todfall« heißt, damit die Erben eines Verstorbenen nicht mehr wie seither einen Teil ihrer Erbschaft und das beste Stück Vieh aus ihrem Stall — »das Besthaupt« — an die Herrschaft abtreten müssen, wodurch Witwen und Waisen schändlich beraubt werden! — Dies und noch mehr, liebe Brüder, sollten wir, meiner Meinung nach, zu erlangen trachten. Seid auch ihr dieser Ansicht?"

„Ja, ja!" jubelte der Haufe. „Frei wollen wir sein — freie Männer auf freiem Eigentum — niemand hörig — niemand zins- und tributpflichtig als dem

Kaiser! So soll es sein — so soll es bleiben bis in alle Ewigkeit!"

So schrien die Bauern jubelnd und ihre eisenbeschlagenen Stöcke schwingend durcheinander. Hans Müller aber gebot abermals durch Erheben seiner Hand Stille und fuhr dann zu sprechen fort: „So soll es sein und bleiben bis in alle Ewigkeit — ja, liebe Brüder, aber um es zu erlangen, was wir erstreben, müssen wir alle fest zusammenstehen und zusammenhalten in Einigkeit und Treue. Darum wollen wir uns zusammen thun in eine christliche Vereinigung — eine evangelische Brüderschaft<sup>1)</sup> — und gemeinsam beraten, was Not thut. Dies wollen wir dann in eine Schrift zusammenfassen, welche überallhin an unsere seitherigen weltlichen und geistlichen Bedrücker versendet werden muß, mit der Aufforderung, freiwillig zu geben, was wir als unser Recht verlangen. Thun sie dies, so ist's gut und sie mögen unbehelligt bleiben; thun sie es aber nicht," — fügte er dann mit erhobener Stimme und drohender Gebärde bei — „so werden wir mit gewaffneter Hand wider sie ziehen, ihre Schlösser und Klöster brechen und sie zerstören von Grund aus, denn von ihnen ist uns aller Zwang und alles Verderben ausgegangen und erwachsen!"<sup>2)</sup>

Da erbrauste abermals nicht enden wollender Beifall ringsum. Alles erklärte seinen Beitritt zu der „evangelischen Brüderschaft".

Als der ersten einer trat Kunz Jehlin zu Hans Müller heran und verlobte sich ihm mit Wort und Handschlag für seine Verlon und im Namen sämtlicher Hauensteiner Einungen als deren Redmann.

Wohlgefällig ruhten des Vulgenbachers Blicke auf der riesigen Gestalt Jehlins. „So bist du der Müller von Niedermühle, der zu St. Blasien die Pfaffen unter den Tisch geschleudert?" sprach er. „Sei mir gegrüßt, Bruder! Mir scheint, du bist der rechte Mann und hast die rechte Art, mit Widerspenstigen zu reden. Holla, es wird noch mehr solcher Arbeit, wie du sie gemacht, für dich geben: ich bin dir gut dafür!"

Lachend erwiderte Kunz den Händedruck des Oberanführers der Bauernschar und tauschte mit ihm den Bruderkuß. Dann aber wandte er sich zu Frau Margarete und Peri mit den Worten: „Nun kommt zur Kirche, der Pfarrer wartet!"

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von dem Vorgehen der Stühlinger und Hauensteiner Bauern, und wo sie bekannt wurde, in näherer und fernerer Umgebung, am Rhein und am Bodensee, im Hegau und Breisgau, im Sundgau und Elßaß, im Odenwald und in ganz Schwaben, erhoben die Bauern gleichfalls die Fahne des Aufruhrs, um sich von dem auf ihnen lastenden Joch zu befreien.

Erschreckt über die Ausdehnung, welche die Empörung des sonst so friedlich und geduldig gewesenen „Bauernvolkes" angenommen hatte, kamen jetzt die Fürsten, Bischöfe und die 22 Städte, welche zusammen den schwäbischen Bund bildeten, überein, zunächst — da es ihnen an Macht gebrach, die riesige Masse der Aufrührer zu bekämpfen — den Grafen Wilhelm von Fürstenberg, einen wegen seiner Feilseligkeit und Milde bei den Bauern allgemein beliebten Herrn, an sie zu entsenden, um sie durch gütliche Worte zu beruhigen. Diese Sendung hatte auch wirklich den gehofften Erfolg, wenigstens in soweit, daß sich die Bauern durch seine Versprechungen

<sup>1)</sup> Unter diesem Namen wurde der Bauernbund gegründet.

<sup>2)</sup> Eigene Worte Hans Müllers.

<sup>1)</sup> Die eigenen Worte Hans Müllers.

vorerst von allen Gewaltmaßregeln abhalten ließen. Unter den Waffen aber blieben sie und in einer öffentlichen Versammlung stellten sie nun die unter dem Namen der „Stühlinger Bauernartikel“<sup>1)</sup> bekannte Zusammenstellung ihrer Forderungen auf, von deren bedingungsloser Annahme seitens der weltlichen und geistlichen Herren sie das Niederlegen der Waffen abhängig machen wollten. Diese Artikel lauteten folgendermaßen:

„Zum ersten wollen wir den Herren weder hagen (hegen) noch jagen; alles Gewild, Wasser und Vogel sollen frei sein.

Zum zweiten wollen wir das Recht haben, unsere Hunde frei laufen zu lassen, ohne ihnen Bengel anhängen zu müssen.

Zum dritten wollen wir berechtigt sein, Büchsen und Armbrust frei tragen zu dürfen.

Zum vierten sollen Jäger und Forstmeister keine Gewalt mehr über uns haben und uns nicht mehr strafen dürfen. Zum fünften wollen wir den Herren nicht mehr Mist führen.

Zum sechsten ihnen nicht mehr mähen, schneiden, hauen, Heu machen oder Getreide und Holz fahren.

Zum siebenten wollen wir der schweren Märkte und Handwerke entbunden sein.

Zum achten soll kein eines Frevels Beschuldigter mehr gefürmt oder geblockt werden dürfen, wenn er verbürgen kann, daß er sich zu Recht stellen werde.

Zum neunten soll man fortan weder Steuer, Schätzung noch Umgeld von uns fordern dürfen, es wäre denn zu Recht erkannt.

Zum zehnten wollen wir kein Bauhorn mehr geben, auch nicht mehr zur Fron zu Acker geben.

Zum elften soll künftig niemand mehr gestraft werden dürfen, wenn er ohne Erlaubnis des Gutsheeren heiratet.

Zum zwölften soll kein Herr das Gut eines Selbstmörders nehmen dürfen.

Zum dreizehnten überhaupt keinen beerben, so lange noch Verwandte vorhanden sind.

Zum vierzehnten muß Abzug und Vogtrecht abgeschafft werden.

Zum fünfzehnten soll jedermann, der Wein im Hause hat, ihn ungestraft ausschenken dürfen.

Zum sechzehnten soll ein Vogt, wenn er einen eines Frevels wegen belangt, ihn ohne gute Beweise und Zeugen nicht strafen dürfen.“

Diese in ihren Forderungen sehr mild gehaltenen Artikel wurden — trotz des Widerspruchs des Vulgenbachers, der nebst einer Anzahl kampflustiger Schreier viel schärfere Forderungen gestellt wissen wollte — von der Mehrheit der Bauern angenommen, denn im allgemeinen begien sie den Wunsch und die Hoffnung, auf dem Wege des Vergleichs mit den Herren zu ihrem Rechte zu gelangen. Auch Kunz Zehlin machte sich zum Vertreter dieser Ansicht, denn er war ein rechtlich denkender Mann und glaubte zuversichtlich, daß allzu scharfe Forderungen keine Aussicht auf Genehmigung seitens der Herren hätten und der Sache der Bauern eher schädlich als nützlich sein würden. Er für seine Person hätte zwar gerne als erste aller Forderungen die Aufhebung der Leibeigenschaft<sup>2)</sup> und die vollständige persönliche Frei-

heit der Hörigen; und Zinsbauern aufgestellt gesehen, aber er drang merkwürdigerweise mit seiner warmen Bestürmung dieses Verlangens nicht durch; der großen Masse war es eben weniger um die persönliche Freiheit, die sie nicht zu schätzen wußte, zu thun, als um den Verschluß ihres Säckels, um das Nichtmehrzahlen-

missen. Die in ihrem Besitzstand und „ihren Rechten“ schwer bedrohten Adligen und Herren machten etwas bedenkliche Gesichter, als ihnen obige Forderungen der Bauern zuzingen. Aber sie dachten nicht daran, ihnen ihre Genehmigung zu erteilen. Ihre scheinbare Nachgiebigkeit entsprang einzig ihrer augenblicklichen Verlegenheit, denn obwohl sie sich alsbald nach Ausbruch der Unruhen an ihre verschiedenen Schirmherren, insbesondere an den Erzherzog Ferdinand von Osterreich<sup>3)</sup> um Hilfe gewendet hatten, wußten sie doch recht gut, daß sie auf eine solche zunächst nicht rechnen durften. Der deutsche Kaiser Karl V. befand sich damals in Deutschland aufgebrachte Kriegsvolk befand sich in Italien, wo man einer entscheidenden Schlacht entgegen sah. Gegen die auf rührerischen Bauern waren also für den Augenblick so gut wie gar keine Truppen verfügbar. Die einzige Taktik der gefährdeten Herren bestand daher darin, daß sie suchten, Zeit zu gewinnen und die Bauern durch Versprechungen hinzuhalten, bis der entscheidende Schlag in Italien gefallen und ein Heer zu ihrer Bekämpfung frei geworden wäre. Und es gelang ihnen wirklich, die treuerzigen Bauern — wir sprechen hier natürlich nur von jenen des Schwarzwaldes und der Grafschaft Sauerstein — von Feindseligkeiten während des ganzen Winters abzuhalten, obwohl sie ungestört die Herren des Landes waren<sup>4)</sup>. Nach dem Winter aber, im nächstfolgenden Frühjahr, ward dies anders. Die Besiegung und Gefangennahme des französischen Königs Franz I. in der Schlacht bei Pavia am 24. Februar 1525 hatte endlich Truppen verfügbar gemacht, und der Erzherzog und ebenso der schwäbische Bund rüsteten jetzt mit Macht gegen die Bauern. Diese Thatsache und der Umstand, daß der Aufstand inzwischen immer größere Dimensionen angenommen und sich nunmehr auch über Mittel- und Norddeutschland, ja selbst bis Steiermark und Ungarn hin verbreitet hatte, machte der anfänglichen Zurückhaltung der Schwarzwälder Bauern ein Ende. Jetzt, als sie merkten, daß sie mit Wassengewalt ins alte Joch zurückgetrieben werden sollten, gerieten sie in wilde Wut und äusberten diese in Mord, Brand, Zerstörung und Grausamkeit aller Art. Kirchen, Klöster, Schlösser und Herrenhäuser in großer Zahl wurden gebrochen, geplündert oder den Flammen preisgegeben, und wer

<sup>1)</sup> Es ist dies der jüngere Bruder Kaiser Karls V. und nachmalige Kaiser Ferdinand I. Ihm war für die Dauer der Abwesenheit seines Bruders die Leitung der deutschen Angelegenheiten übertragen.

<sup>2)</sup> Die Chroniken jener Zeit berichten uns nur von Zügen einzelner Abteilungen des von Hans Müller von Vulgenbach geleiteten Bauernheeres nach dem innern Schwarzwald, nach Vachheim, Kößlingen, Lenzkirch, Neustadt, Böhrenbach, ins Brigach- und Bregthal, nach Bräunlingen und Donaueschingen. Ebenso sprechen sie von solchen an den Bodensee. Aber sie hatten nur den Zweck, die Bauern jener Gegenden zum Beitritt in die „evangelische Brüderchaft“ und zum Anschluß an ihr Heer zu bewegen. Gewaltthätigkeiten fanden in dieser Zeit nicht statt; die Bauern wurden überall gut aufgenommen und bewirtet. Nur die Stadt Balingen schloß ihre Thore und wies sie mutig ab.

<sup>1)</sup> Sie wurden den später von der gesamten empörten Bauernschaft aufgestellten „zwölf Artikeln“ zu Grunde gelegt.

<sup>2)</sup> Diese Forderung wurde als dritte in die späteren „Zwölf Artikel“ aufgenommen. Es hieß dort: „Die Leibeigenschaft hört ganz auf, denn sie widerspricht der Erlösung der Menschen durch Christum. Doch hebt diese christliche Freiheit den Gehorsam gegen die rechtmäßige Obrigkeit nicht auf.“

immer von ihren feitherigen Bedrückern den Bauern in die Hände fiel, der war verloren.

Aber noch vermochten sich die Truppen des Erzherzogs, wie das vom schwäbischen Bund unter dem Befehl des Georg Truchseß von Waldburg aufgestellte Heer nicht gegen die Schwarzwälder zu wenden. Es gab anderwärts Wichtigeres zu thun. Der Oberfeldherr des schwäbischen Bundes, „der Bauernjörg“, — wie der Truchseß wegen seiner Siege über die Bauern später genannt wurde — mußte sich zunächst gegen die schwäbischen Aufständischen wenden. Er schlug diese im Monat März bei Etchingen, Leibheim und Wurzach und stellte durch diese Siege die Ruhe im Allgäu und am Bodensee rasch wieder her. Dann aber mußte er nach Nordschwaben ziehen, wo die Bauern Weinsberg erklümt und den Grafen von Helfenstein grausam gemordet hatten. Ihn zu rächen, sah der Truchseß daher als seine nächste Aufgabe an.

Über diesen Abmarsch des gefürchteten Feldherrn und seines Heeres schwoll dem Oberanführer der Schwarzwälder Bauernhaufen der Kamm. Hans Müller hatte mit Bestimmtheit erwartet, der Truchseß werde sich nach seinen Siegen im Schwabenlande nunmehr gegen ihn wenden. Da dies nicht geschah, so beschloß er, die ihm gegönnte Frist zu einem Zuge in den Breisgau zu benutzen, um Rache an „den Herren“ zu nehmen, sich mit den Aufständischen jener Gegenden und den aus der „oberen Markgrafschaft“<sup>1)</sup> wie auch von der Ortenau her anrückenden Bauernhaufen zu vereinigen und gemeinschaftlich mit ihnen vor die feste Stadt Freiburg, die als „besonders heftig gegen die Bauern“ verschrien war, zu ziehen. Von Bonndorf, wo am 9. April die Hegauer unter ihrem Hauptmann Hans Venker zu ihm stießen, marschierte er über Hüfingen, Bräunlingen und Donaueschingen nach Wolterdingen und Böhrenbach, wandte sich von hier über St. Georgen und Triberg nach Furtwangen und gelangte endlich über St. Peter und St. Märgen ins Dreisamthal. Überall auf seinem Wege zwang er die Bauern, sich ihm anzuschließen, überall erklümt, plünderte und verbrannte er die Burgen und Schlösser der Adligen, so namentlich Zindelstein, Neufürstenberg, das Triberger Schloß und die Burg Wisneck.

Kunz Zehlin, welchen inzwischen die Hauensteiner zu ihrem Führer und Hauptmann gewählt hatten, beteiligte sich mit seinen Bauern nicht an diesem von Hans Müller unternommenen Zuge. Er schämte sich solcher Unternehmungen, deren Hauptzweck ihm das Sengen und Brennen, Rauben und Morden zu sein schien. Er hatte dies auch dem Vulgenbacher offen erklärt und sich infolge davon vollständig mit diesem Oberanführer entzweit. Um sich zu rächen, befahl Hans Müller ihm daraufhin, einen selbständigen Zug nach St. Blasien zur Bestrafung und Brandschatzung der Mönche zu unternehmen, weil ihr Abt gewagt hatte, in einem aufgefangenen Briefe an den Truchseß um dessen schleimige Hilfe gegen „das Schwarzwälder Viehvolk“ zu bitten. Dieses Ansuchen konnte der wadere Kunz um so weniger zurückweisen, als der Oberanführer ihm gedroht hatte, ihm im Weigerungsfalle einen Pfahl vor die Thüre schlagen<sup>2)</sup> und ihn selbst als Feind der

Bauern behandeln zu lassen. Er erklärte sich darum zu dem Zuge bereit, aber im Herzen schwor er sich zu, dessen Folgen für das Kloster nach Kräften zu mildern und besonders zu verhüten, daß ebenfalls ein „Raubzug“ daraus werde.

Bei sich erwägend, wie er dies am besten bewerkstelligen könne, saß er an einem der letzten Apriltage nach eingenommenem Mittagmahl vor der Thüre seines Hauses und schaute in die Wellen der spiegelklaren Alb, welche schäumend und brausend mit gewaltiger Kraft das große Schaufelrad seiner Mühle in stetige, gleichmäßige Umdrehung und das Werk selbst in Gang brachten. Aber der Müller sah weder das Drehen des Rades, noch hörte er das lustige Klappern der Mahlgänge; den Kopf in die Hand gestützt, sah er nachdenklich vor sich hin und grübelte, wie er seiner beschworenen „Bundes-Bruderspflicht“ nachkommen und doch dabei das der schönen Abtei drohende Unheil abwenden könne. Da trat leise sein junges Weib zu ihm heran, schlang sanft den Arm um seinen Nacken, und scherzend mit der Hand über seine gefurchte Stirn streichend, fragte sie nach der Ursache seiner Sorgen.

Und Kunz blickte auf in das liebliche Antlitz und die treuen Augen seiner Veri und — wie eine Eingebung des Himmels kam ihm der Gedanke, sie, sein mit innigster Liebe an ihm hängendes waderes Weib, als Werkzeug zur Rettung des Klosters und der Mönche zu benutzen. Sanft zog er sie an seine Seite auf die Bank und erzählte ihr von dem ihm gewordenen Auftrag, den er widerwillig, seines ihm bindenden Eides wegen auszuführen gezwungen sei. „Aber, bei Gott, — schloß er —, ich will nicht zum Räuber und Mordbrenner werden, wie der Vulgenbacher. Du, liebes Weib, kannst mir beistehen, daß ich's nicht gegen meinen Willen werden muß. Gehe hin nach St. Blasien, teile dem Abt in heimlicher Unterredung mit, was dem Kloster droht, und fordere ihn auf, auf die Rettung der Mönche und des Klosterichthases bedacht zu sein!“

Und das schöne junge Weib schmiegte sich, strahlend vor Glück, an die gewaltige Brust ihres Gatten, küßte ihn und sprach: „Braver, reblicher Mann, gern will ich thun, was du wünschst — und Gott führe es für die Mönche, für dich und uns alle zu einem glücklichen Ende!“

Rasch eilte sie nach diesen Worten ins Haus, und nach wenigen Augenblicken kam sie, in ein Tuch gehüllt, die Mützerkappe auf dem Kopfe, zum Marsche gerüstet, zurück, denn augenblicklich, ohne eine Minute zu zögern, wollte sie thun, wie ihr Gatte ihr aufgetragen hatte.

Kunz schloß sie in die Arme und küßte sie. „Geh mit Gott,“ sprach er zu ihr. „Er wird's dereinst vergelten, was du jetzt thust, an dir und — an unserem noch ungeborenen Kinde!“

Glücklich lächelnd blickte ihm Veri ins Antlitz. „Und an dir selbst,“ entgegnete sie, „an dir, dem besten aller Männer! Leb wohl, Kunz — und auf frohes Wiedersehen!“

Abt Johann von St. Blasien saß gerade bei seinem gewohnten Vespertunke, als ihm gemeldet wurde, daß ihn das Weib Kunz Zehlins zu sprechen wünsche. Unwirsch — er war zu solcher Zeit und bei der ihm obliegenden Beschäftigung nicht gerne gestört — verweigerte der Abt die nachgesuchte Audienz mit dem Bedenken, er kenne kein „Weib“ seines Lebensmüllers, denn die von einem keiserlichen Priester ohne seine Erlaubnis ihm verbundene Person lebe nicht in rechtmäßiger Ehe, sondern im Konkubinat mit ihm.

<sup>1)</sup> So wurden die dem Markgrafen Ernst von Baden gehörigen Herrschaften Röteln, Sausenberg und Badenweiler genannt.

<sup>2)</sup> Es war dies das Zeichen, daß der Bewohner mit dem „weltlichen Bann“ belegt sei. Er durfte bei Todesstrafe die Grenze dieses Pfahles nicht überschreiten.



Das wackere Weib verschluckte die ihr zugefügte Beleidigung und trug dem Laienbruder <sup>1)</sup>, der sich zum Überbringer derselben gemacht hatte, auf, dem Abte zu sagen, sie komme nicht in eigenen Angelegenheiten, sondern in solchen des Klosters, und zwar hänge die Wohlfahrt der ganzen Abtei und das Leben aller ihrer Bewohner davon ab, ob sie gehört werde oder nicht. Da stante der stolze Abt und befahl, das Weib vorzuführen.

Und wie froh war er später, daß er sich hiezu herbeigelassen und seinen Bespertrunk unterbrochen hatte! Die Mitteilungen der wackeren jungen Frau waren so ernster Art, daß er sogar versäumte, zu letzterem zurückzukehren, sondern alsbald nach der „gnädigen“ Entlassung Beris die Brüder versammelte und sie von der drohenden Gefahr unterrichtete. Da war der Schrecken groß und des Jammerns kein Ende. Die verzagten Mönche schlugen sogleich vor, zur Kirche zu gehen und in gemeinsamem Gebete Gott um Abwendung der Not und Gefahr zu bitten. Aber Abt Johann war ein ebenso praktischer als energischer Mann und deshalb der Ansicht, man dürfe jest keine Zeit mit „unnützen Dingen“ verlieren, sondern müsse den ganzen Kirchenschatz und was die Abtei sonst an Wert besitze in Fässer verpacken und vor den Bauern in Sicherheit bringen. Dies leuchtete den frommen Vätern auch ein, und mit Aufopferung ihres gesunden Schlafes unterzogen sie sich dem schwierigen, mühsamen Werke der Verpackung ihrer Reichthümer und schafften und hämmerten die ganze Nacht über. Und der Heilige, dessen Namen die Abtei trug, stand ihnen bei: mit anbrechendem Morgen war das letzte Faß geschlossen und zu den andern auf einen Wagen geladen, der, gleich einem Weinwagen mit Sträußlein und bunten Bändern aufgeputzt, alsbald seine Fahrt nach der bischöflich Konstanziſchen Burg Klingnau in der Schweiz antreten sollte. Nur so lange mußte die Abfahrt noch verzögert werden, bis der Vogt von Guttensburg <sup>2)</sup> und der Propst von Berau <sup>3)</sup>, die beide die kostbare Fracht geleiten sollten, eingetroffen wären. Abt Johann hatte wohlweislich diese Herren hiezu anzuordnen, denn dem eigenen Kloster angehörige Mönche

oder Laienbrüder wollte er als allzu bekannt in der Gegend mit der Leitung des Wagens nicht betrauen, doch aber konnte er andererseits dies Geschäft nur durchaus zuverlässigen, der Abtei nahestehenden Männern überantworten. Deshalb waren der Vogt und der Propst die richtigen Leute hiesfür. Vielleicht hatte der schlaue Abt auch noch den Nebengedanken dabei, daß der Berauer Propst seiner roten Nase wegen recht gut für einen Weinbändler und der Guttensburger, weil er so gewollt trinten und fluchen konnte, für einen Fuhrmann gelten konnte. Mochte nun der Abt hieran gedacht haben oder nicht, jedenfalls hatte er Voten nach den beiden gesendet, und sie kamen auch nach kaum bedekten Packereigeichäften, in passender Bekleidung, frühmorgens an. Der Abt erteilte ihnen ihre Instruktion und seinen Segen, machte auch sorglich, um alle bösen Geister — worunter er auch die Bauern rechnete — fern-



Durch den gewaltigen Stoß wurde der hochwürdige Herr Propst von seinem Sitze herab mitten zwischen die Ochsen auf die Straße geschleudert.

zubalten, auf jedes Faß drei Kreuzlein, besprenge sie zum Überfluß mit Weihwasser und — fort ging der mit vier kräftigen Ochsen bespannte Wagen, aus dem Klosterhof hinaus, Höchenschwand zu. Der als Fuhrmann verkleidete Vogt ging, hin und wieder mit der Peitsche knallend und seinen Ochsen ein ermunterndes „Hüsch!“ zurufend, nebenher, während der Propst, welchem das Gehen seiner Wohlbeleibtheit wegen etwas beschwerlich gefallen wäre, auf dem Wagen mit an das vorderste Faß gelehntem Rücken Platz genommen hatte.

Glücklich und unangefochten gelangte der vermeintliche Weinwagen über Tiefenbäuern und Bannholz nach Waldkirch und wandte sich von hier durchs Schmitzgerthal <sup>4)</sup> die steile Straße hinab nach Waldshut. Hier aber begegnete ihm ein eigentümliches Mißgeschick.

Es war um die Mittagzeit und die Sonne schien heiß hernieder. Dies, noch mehr aber der tiefe Trunk, den der Propst sowohl wie der Vogt zuvor in Waldkirch gethan, mochte Ursache gewesen sein, daß der erstere bei der Ankunft in Waldshut ein sanftes Schläflein machte. Als aber der Wagen das Thor passierte, geschah es, daß er dank der Unerfahrenheit des Pseudo-Fuhrmanns wider den Eckstein fuhr. Durch den hierdurch verursachten gewaltigen Stoß wurde der hochwürdige Herr Propst von seinem Sitze herab mitten zwischen die Ochsen auf die Straße geschleudert, und da er im

eines Adelsgeschlechtes und kam auf ähnliche Weise, wie die Guttensburg an St. Blasien, indem der letzte Sprosse des Geschlechtes als Mönch in das Kloster eintrat und ihn Hab und Gut vermachte. St. Blasien errichtete hier ein Filial-Nonnenkloster mit einer Propstei.

<sup>4)</sup> Die direkt von Waldkirch nach Waldshut durch den „Spitalwald“ führende Straße war damals noch nicht gebaut,

<sup>1)</sup> Die seit dem 11. Jahrhundert in den Klöstern vorkommenden Laienbrüder und Laienschwestern legten nur die sogenannten „einfachen“, d. h. für unbestimmte Zeit geltenden Gelübde ab. Sie unterschieden sich von den eigentlichen Ordensgliedern durch die Kleidung und verrichteten die niedrigen Handarbeiten.

<sup>2)</sup> Die Guttensburg, auf einem steilen Felsen in der Nähe von Gurtweil im Schlächthal gelegen, war einst der Sitz eines gleichnamigen Adelsgeschlechtes, dessen Gitter an St. Blasien gelangten. Hier war die von einem Vogt geleitete Münzstätte der Abtei.

<sup>3)</sup> Berau, auf dem zwischen dem Schlacht- und Schwarzthalen liegenden Berauerberge gelegen, war ebenfalls Sitz

Traume gerade zu Berau ein feierliches Hochamt celebrirt hatte, so vermeinte er in seiner Schlaftrunkenheit noch immer in der Kirche zu sein, und fing, auf der Erde liegend, mit lauter Stimme zu singen an: „Dominus vobiscum!“ Dieser für einen Weinbändler nicht recht passende Gesang kam der Thorwache und den übrigen in der Nähe Befindlichen etwas seltsam vor. Sie betrachteten sich den Sängern genauer und einer von ihnen rief plötzlich: „Si, dies ist ja der Herr Propst von Berau! Wie kommt es, daß er statt unter seinen Schäflein hier zwischen den Ochsen liegt?“ Diesen vielbeachteten Ausruf vernahm ein zufällig in der Nähe befindliches Mitglied des Magistrats, und dieses schöpfte daraufhin alsbald Verdacht, daß es mit der „Weinsubre“ nicht ganz richtig sein könne. Eine schleunigst an den blumengeschmückten Spundlöchern vorgenommene Untersuchung führte zur Entdeckung des kostbaren Inhalts der Fässer, und die Folge davon war, daß der Wagen arretirt und „der Weinbändler“ samt „dem Fuhrmann“ in den Turm gefesselt wurde.<sup>1)</sup>

So war der Plan des Abtes von St. Blasien, die Reichthümer seines Klosters in Sicherheit zu bringen, gescheitert, denn sie waren — wie der Prälat auf die Kunde des Vorfalles hin sich weklagend ausdrückte — „statt in die Scylla, in die Charybdis geraten“. Und doch war es ein Glück zu nennen, daß es also und nicht umgekehrt geschah, denn die „Bauern-Scylla“ hätte die Gelder und Kostbarkeiten jedenfalls auf Nimmerwiedersehen verschlungen, während die „Waldshuter Charybdis“ die Reichthümer bis zur Beendigung des Krieges in ihren Mauern verwahrte und sie dann an das Kloster zurückgab.<sup>2)</sup>

Am Tage nach diesem Vorkommnis aber, am 1. Mai, geschah, was Kunz Jeshin durch sein Weib dem Abte hatte mittheilen lassen. Durch Boten und durch überall aufgestellte Feuerzeichen hatte der Hauptmann der Hauensteiner die seiner Führung unterstellten Bauern aufgeboten, und nachdem er in einer Ansprache sie von dem Zweck ihrer Zusammenberufung unterrichtet und gleichzeitig die Erwartung ausgesprochen hatte, daß sie sich mit der Wegnahme der Klosterschätze begnügen und keine sonstigen Gewaltthatigkeiten begehen würden, zog er mit dem etwa 800 Mann starken Haufen nach St. Blasien. Aber wie groß auch die Autorität war, die der wackere Hedmann unter seiner Schar genoß, seine wohlmeinenden Absichten vermochte er nicht in allen Stücken durchzuführen. Das, was er zum Heile des Gotteshauses gethan zu haben glaubte, die Warnung des Abtes, welche die Flucht der Reichthümer der Abtei zur Folge hatte, dies drohte jetzt deren Verderben herbeizuführen. Während darüber, daß weder Geld noch Kostbarkeiten noch die geflüchteten Mönche selbst zu finden waren, drangen die Bauern in die Vorratskammern und die Kellerräume, aßen, was sie fanden, und tranken, was sie konnten. Dann aber, von den trefflichen Weinen erhist, singen sie an zu zerbrechen und zu zerstören, was im Bereich ihrer Hände war, vor allem die riesigen Fässer, deren Inhalt sich in die großen Keller ergoß, „daß man“ — wie die Billinger Chronik erzählt — „bis an die Knie im Wein waten konnte“. Hierauf drangen sie in die Kirchen, ins alte und neue Münster, zerstörten die prächtigen Altäre, zerbrachen die schönen Fenstergemälde und die kunstvollen Schnitzereien, raubten die Messgewänder und kirchlichen Ornamente, zerrissen und zerstreuten die reiche

Büchersammlung, warfen die Reliquien der Heiligen aus ihren Särgen, und was sie an diesen an Edelsteinen, Gold und Silber oder Elfenbein vorfanden, brachen sie heraus und verpackten es als gute Beute in Säcke. Ebenso ward die kostbare, neue Orgel zertrümmert — sie war als Kunstwert ersten Ranges weit und breit berühmt —, und endlich wurden sämtliche Glocken, mit Ausnahme der zwei größten, allzu schweren, von den Thürmen herabgestürzt und das Metall zu Kugeln umgegossen.

Vergeblich suchte Kunz Jeshin der Zerstörungswut der betrunkenen Bauern zu steuern; er stand dem entsetztesten Vandalismus machtlos gegenüber. Alle seine Bitten und selbst Drohungen wurden nicht gehört; er mußte mit Ingrimm im Herzen geschehen lassen, was er nicht verhindern konnte. Als aber schließlich die Wüthendsten der ganzen Bande Stroh und Holz herbeischleppten und Miene machten, die ausgedehnten Gebäulichkeiten in Brand zu stecken, da übermannte den redlichen Hedmann gerechter Zorn. Mit Faustschlägen schmetterte er einige derselben nieder und zwang die übrigen, von ihrem Beginnen abzulassen, indem er sich „bei Gott“ verschwor, daß er jeden, der einen Feuerbrand ins Kloster zu werfen wage, mit eigener Hand in die Flammen schleudern werde. Das wirkte; eingeschüchtern durch die mächtigen Streiche der Riesenfaust, verzichteten die Bauern auf die Befriedigung ihrer Mordbrenneregelüste, um so mehr, als jetzt endlich auch die Besonnensten aus der Schar sich um ihren Führer sammelten und drohten, seinen Befehlen mit den Waffen Gehorsam verschaffen zu wollen. Knurrend, wie Hunde, welche die Beutische ihres Herrn gefühlt haben, zogen sich die trunkenen Bauern zurück, und das Kloster, wenn auch nur dessen ausgeraubte, kahle Gebäude, war gerettet.

Sechs volle Tage verblieben und lagerten die zügellosen Bauern in St. Blasien, dann endlich rühten sie sich zum Abzug. Aber noch wollten sie nicht wieder heimziehen: „der Löwe hatte Blut geleckt und dürstete nach mehr“. Darum verlangte die Bande, auch nach dem St. Blasischen Haus zu Todmoos geführt zu werden und — der Hedmann mußte darin willigen. Das Klosterhaus wurde nebst allen umliegenden, der Abtei gehörigen Höfen vollständig ausgeraubt, insbesondere das Vieh — nahezu tausend Kühe, Ochsen und Rinder — zusammengetrieben und ungeachtet der Abmahnungen Jeshins verteilt. Hiernach erst und als die Mundvorräte, besonders der Wein zu Ende gegangen war, erklärte sich ein Teil der Bauern zum Heimmarsh bereit. Kunz sammelte sie und führte sie wieder zurück in die Heimat, wo sie vorerst in ihre Dörfer und Höfe entlassen wurden, mit der Weisung, beim ersten Ruf oder Signal sich wieder zum Waffendienst unter den Befehl ihres Hauptmanns in Niedermühle zu stellen.

Es war dies der kleinere Teil des Haufens. Der größere, etwa 500 Mann, brach auf und zog den Scharen zu, die unter Hans Müller auf dem Marsch ins Dreisamthal begriffen waren und zu dieser Zeit gerade bei Böhrenbach lagerten. Jedoch erst am fünften Tage nachher gelang es den Hauensteinern, den inzwischen weitermarschirten „Obersten des Schwarzwaldhaufens“ — wie sich der Bulgenbacher von jetzt ab nannte und unterzeichnete — bei St. Märgen an der „Wagensteig“<sup>1)</sup> zu erreichen. Jubelnd wurden sie empfangen und „gleich Helden“ begrüßt. Unter dem direkten Befehl Hans

<sup>1)</sup> Das Abfassen des Wagens ist historisch.

<sup>2)</sup> Gleichfalls historisch.

<sup>1)</sup> Diesen Namen trägt noch heutzutage die aus dem Dreisamthal nach St. Märgen führende uralte (römische) Straße. Die „Höllenthalstraße“ wurde erst im vorigen Jahrhundert gebaut.

Müllers machten sie sodann den Zug gegen Freiburg mit, das, aufs härteste bedrängt, am 24. Mai 1525 die Bedingungen der Bauern annehmen und in die Bruderschaft derselben eintreten mußte.

Es war der einzige und letzte größere Waffenerfolg, welchen die Bauern dieser Gegenden und Hans Müller zu verzeichnen hatten, denn unmittelbar nachher nahm die Sache eine für sie höchst schlimme Wendung.

Wenige Tage nach der Unterzeichnung des zwischen den Bauern und der Stadt Freiburg abgeschlossenen Vertrages traf die Kunde ein, daß im Elsaß die Auführer von dem Herzog Anton von Lothringen in einer blutigen Schlacht bei Zabern schon am 17. Mai überwunden und ihrer 10 000 getödtet worden seien. Fast gleichzeitig kam auch die Nachricht, daß die Bauern in Schwaben bei Sindelfingen dem furchtbaren „Bauernjörg“ unterlegen und der Aufstand in diesem Landstrich ebenso wie im Elsaß vollständig gebrochen sei. Dazu kam noch, daß es dem Markgrafen von Baden um diese Zeit gelang, seine Bauern durch Zugeständnisse zum Niederlegen der Waffen zu bewegen, so daß die vereinigten Stühlinger-, Hegauer- und Schwarzwälder haufen sich bald den von allen Seiten drohenden Feinden allein gegenüber sahen. Da zog sich Hans Müller von Bulgenbach, der Oberst dieses gefamten Haufens, obwohl er seine und seiner Scharen unabwendbare Niederlage voraussah, trotzig und ungebrochenen Mutes in den Schwarzwald und von da in den Hegau zurück, um das einzige zu thun, was ihm noch übrig blieb: den Angriff seiner Feinde abzuwarten und mannhaft kämpfend zu fallen.

Er hatte nicht allzu lange hierauf zu warten. Nachdem auch am Bodensee und in den angrenzenden Gegenden der Aufstand unterdrückt war, rückte der Graf von Werdenberg mit einem Teil der schwäbischen Bundes-truppen gegen das sogenannte „Steißlinger Moos“, wo die Bauern sich festgesetzt hatten, griff sie hier an und warf sie nach Hilsingen zurück. Hier an der Steige verchanzten sich die letzten Reste der Schwarzwälder und Stühlinger, wurden am 16. Juli abermals angegriffen und nach zweistündigem Kampfe vollständig geschlagen.

Hans Müller von Bulgenbach war es nicht vergönnt, einen ehrlichen Soldatentod in der Schlacht zu finden. Er wurde gefangen und tags darauf mit einigen andern Hauptleuten zu Kaufenburg enthauptet.

So waren die Bauernscharen überall unterlegen und gezwungen, sich wieder unter ihr altes Joch zu beugen. Sie nahmen die ihnen unter der Bedingung vollständiger Unterwerfung angebotene Gnade an und kehrten in ihre Dörfer zu friedlicher Arbeit zurück.

Nur die mit ihrem Redmann Kunz Jehlin von St. Blasien heimgekehrten Hauensteiner hatten sich noch nicht unterworfen. Entschlossen, eher zu sterben, als sich wieder ins frühere Abhängigkeitsverhältnis zu der Abtei zurückzwingen zu lassen, hielt Kunz mit seinem kleinen Häuflein die Fahne des Aufrebes selbst dann noch fest, als die acht Einungen der Grafschaft Hauenstein unter dem Schlosse Guttenburg die Waffen niedergelegt und dem Hause Osterreich neuerdings gehuldigt hatten. Er warf sich mit seiner Schar in die feste Stadt Waldshut, die als die Wiege der Bewegung ebenfalls noch im Aufstand begriffen war, und leistete hier den wiederholten Angriffen des östereichischen Waldvogtes Philipp von Tegernau tapferen und energischen Widerstand, so daß die sonst von allen verlassene Stadt bis zu Anfang des Dezember sich zu halten vermochte.

Da rückte auch der östereichische Ritter Fuchs von Fuchsberg mit 1500 Mann vor die Stadt, und jetzt saßen ihre eigenen Bürger, an der Möglichkeit ferneren Widerstandes verzweifelnd, auf Verrat. Ihrer sechzig entwickelten heimlich ins feindliche Lager und kehrten in der Nacht des 5. Dezember mit 200 feindlichen Kriegsknechten wieder. Einzelne von Gleichgesinnten am Kaufenburger Thor eingelassen, verbargen sie sich in den nächstgelegenen Häusern, überwältigten sodann mit Tagesgrauen die Wachen am Rhein- und am Thengener-Thore und ließen die außen harrenden Feinde in die Stadt.

Überrascht griffen die aus dem Schlaf emporgeschreckten Bürger zu den Waffen. Aber an geordneten Widerstand war nicht mehr zu denken; einzeln wurden die Bürger beim Verlassen ihrer Häuser abgefangen und entwaffnet. Der ganze untere Stadtteil ward, ohne daß es einen Tropfen Blutes gekostet hätte, überwältigt. Nur der obere Teil der Stadt mit seinem Thore war von Feinden noch frei. Hier standen die schleunigst unter die Waffen getretenen Hauensteiner, und aus diesem weitgedehnten Thore suchte nun ein großer Teil der Einwohner, unter ihnen ihr allberehrteter Prediger Balthasar Hubmeier<sup>1)</sup>, sein Heil in der Flucht. Viele entliefen auch glücklich; endlich aber, von der Uebermacht bedrängt und durch eine außerhalb der Stadtmauer angerückte Abteilung umgangen, mußte auch Kunz daran denken, sich und den Seinigen einen Weg zur Flucht zu bahnen. Seinem Häuflein voran stürmte der Kiese plötzlich aus dem Thore heraus in die eben zum Angriff sich rüstenden Feinde. Mit furchtbarer Wucht schmetterte sein gewaltiger zweihändiger Flamberg rechts und links in die bestürzte Söldnerschar, und wie ein Schnitter unter ihnen mähdend, drang er vorwärts. Ihn nach mit wildem Geschrei stürzten die Bauern in die von ihrem Hauptmann gebahnte Gasse, durchbrachen die Reihen der von Ritter Fuchs von Fuchsberg persönlich geführten Schar, und ehe diese Zeit hatte, sich wieder zu ordnen, waren die kühnen Hauensteiner im benachbarten Walde des Hapfelberges verschwunden.

Aufatmend hielt Kunz hinter dem Waldesraume an, um zunächst das kleine, stark zusammengeschmolzene Häuflein seiner Getreuen zu sammeln. Es waren im ganzen noch 26 Mann; die übrigen waren in der Stadt im Kampfe gefallen oder beim Ausfall abgegeschnitten worden. Wortlos, in stummem Schmerze, führte der Redmann diesen kleinen Rest seiner Schar weiter zurück durch den dicht bewachsenen Wald und stieg endlich auf einem ihm wohlbekannten schmalen Pfade den steilen Hang zu der Hochebene des Hapfelberges empor. Hier erst, bei einer im Walde gelegenen Riesgrube, machte er Halt, denn jetzt war er gegen Verfolgung gesichert. Nur des Weges genau kundige vermochten ihm hierher nachzufolgen, und im schlimmsten Falle hatte er einen tüchtigen Vorsprung vor ihnen. Hier also konnte er unbesorgt rasten und sich mit seinen Fluchtgenossen beraten, was nun weiter zu geschehen habe.

Bezüglich seines eigenen Verhaltens war Kunz nicht im geringsten im Zweifel. Er wußte, daß er verloren war, wenn er seinen Feinden in die Hände fiel, denn die Anführer der Bauern waren bisher überall von der großen Masse gebotenen Gnade ausgenommen gewesen; das Ende ihres kurzen Prozesses war stets der

<sup>1)</sup> Mit vierundvierzig seiner Getreuesten entkam er in die Schweiz. In Zürich gefangen genommen, entran er mit Zwingli's Hilfe, geriet aber später in östereichische Gefangenschaft und starb 1528 zu Wien auf dem Scheiterhaufen.

Tod — überall an der Landstraße waren ihre Leichname ganz oder gebierelt zu erblicken. Darum, um diesem gräßlichen Schicksal zu entgehen, mußte Kunz fliehen, so weit ihn seine Füße trugen, fort in die Schweiz, denn nur diese konnte ihm Sicherheit und Rettung bieten. Dahin also wollte er sich wenden, aber nicht ohne vorher noch einmal sein geliebtes Weib, seine Beni, gesehen und seinen erst vier Wochen zuvor geborenen kleinen Sohn auf den Armen gewiegt zu haben. Dies war sein Plan, und er beschloß, ihn thunlichst rasch auszuführen. Für seine Gefährten aber war die Flucht in gleicher Weise nicht geboten. „Ihr“ — so sprach er zu ihnen bei Beginn der Beratung — „mögt ruhig in eure Heimat gehen; euch droht dafelbst kein allzugroßes Ungemach. Es wird euch weiter nichts geschehen außer dem, was allen andern auch geschah: man wird euch zwingen, euren Herren neu zu huldigen, euch sodann ins alte Joch spannen und ärger schinden und plagen als zuvor. Dies wird euch geschehen, und da ihr's nicht ändern könnt, so füget euch in Gottes Namen still, und traget es in Ruhe und Geduld. Anders aber ist's mit mir. Mich, als euren Anführer, trifft der Tod, wie er Hans Müller und viele andere getroffen hat, wenn es den vornehmen Schlächtern gelingt, mich zu greifen. Darum, damit dies nicht geschehe, muß ich fort, die Heimat, Angehörige, Freunde und Eigentum verlassen, um mit Gottes Hilfe und Beistand zu versuchen, in fremder Lande einen neuen Herd zu bauen. Deshalb, Brüder, reichet mir zum letzten Lebewohl die Hand und dann — laßt uns scheiden!“

Stumm, mit ernsten Mienen, vernahmen die Männer die Worte ihres seitherigen Führers, und jeder von ihnen sagte sich im stillen, daß sein Rat der einzig gute sei. Keiner hatte darum eine Einwendung zu machen. Als der Redemann ihnen sodann aber die Hand zum Abschied bot, da traten den rauhen Männern, die so lange Not und Gefahr miteinander geteilt hatten, die Thränen in die Augen, und „Gott sei mit dir, Kunz,“ — riefen sie ihm zu — „er führe dich glücklich hinüber ins gastliche Nachbarland und lasse dich dort finden, was dein Herz begehrt: die Freiheit und das Glück!“

Tiefbewegt schüttelten sich die Männer die Hände, dann trennten sie sich und gingen — der eine hier, der andere dorthin — ihren heimatlichen Dörfern zu.

Kunz Zehlin verblieb allein noch eine kleine Weile an der einsamen Stelle im Walde — so lange noch, bis er sein mächtiges Schwert am Fuße einer riesigen Eiche vergraben hatte. Dann aber wandte auch er sich auf einem längs des Waldrandes nach dem Dorfe Waldkirch führenden Wege weiter aufwärts, stets darauf bedacht, dabei seine Person hinter den Bäumen soviel wie möglich zu verbergen und gleichzeitig Umschau über die zu seiner linken sich hinziehende Wiesenfläche zu halten, denn mit dem Vorschreiten des Tages mußte er gewärtig sein, auf Reiter-Streifwachen zu stoßen, welche in der näheren und ferneren Umgebung Waldsbuts nach Flüchtlingen suchten. Ihnen galt es also aus dem Wege zu gehen, um so mehr, als seine Körpergröße, die — wie er wohl wußte — kein anderer Hauensteiner mit ihm gemein hatte, ihn für seine Feinde nur allzu leicht als den gesuchten Hauptmann kenntlich machte. Er beschloß darum, äußerste Vorsicht anzuwenden, sich so viel wie möglich in den Wäldern zu halten und, wenn nötig, erst am Abend mit hereinbrechender Dunkelheit heimzuwandern.

Und wirklich hatte er — wie er bald erfahren sollte — Grund zu solch weiser Vorsicht, denn nach etwa halb-

stündigem Marsche am Ende des Waldes, nahe beim höchsten Punkte des Haspelberges und der ganzen Umgebung, angelangt, erschauete er plötzlich rechts unten im sogenannten Kapellengrund einen solchen Reitertrupp gegen Waldkirch rücken, und inmitten desselben gewahrte er zwei gefesselte Bauern — wahrscheinlich zwei seiner seitherigen Gefährten —, die mit um den Hals gelegtem Strick an den Sattel zweier Rosse gebunden waren. Eine ähnliche Streifwache sah er links von dem Dorfe Gais aus nach Oberalpfen marschieren. Es war dies der Weg, den er selbst einzuschlagen gesinnt war, denn das letztgenannte Dorf war nur mehr eine Wegstunde von Niedermühle, seiner Heimat, entfernt. Darauf aber, auf diesem Wege heimzugelangen, mußte Kunz jetzt — wie er rasch erkannte — verzichten, denn die von beiden Abteilungen eingeschlagene Richtung machte ihm nur allzu wahrscheinlich, daß ihre Streife ganz speziell seiner Person gelte und daß man ihn in Niedermühle zu fangen hoffe. Gleichwohl beschloß er, seinen Plan, Weib und Kind dafelbst zu sehen, nicht aufzugeben; nur einen andern, wenngleich beträchtlich weiteren Weg nach seiner Heimat mußte er wählen. Doch welchen? Welcher nach Niedermühle führende Weg war jetzt minder gefährlich als der direkte?

Kunz sann eine kleine Weile nach und beschloß dann, kühnen Mutes der Abteilung zu folgen, die mit ihren beiden Gefangenen auf Waldkirch zu marschierte. Er glaubte mit einiger Sicherheit annehmen zu dürfen, daß die Reiter noch weiter, wahrscheinlich über die Dörfer Bannholz und Kemmschwil ebenfalls nach Niedermühle marschieren würden und daß ihnen auf dem gleichen Wege vorerst keine zweite Streifwache nachfolgen werde. Unmittelbar hinter ihnen, in einem Abstände, daß er sie gerade noch sehen und ihr Thun beobachten konnte, war er also am besten gesichert. Von diesem klugen Gedanken geleitet, machte Kunz sich darum sofort auf und folgte den Reitern, doch nicht auf der Straße, sondern querfeldein durch die in dieser Jahreszeit stets menschenleeren Acker und Wiesen, stets über die höchstgelegenen Punkte, um überallhin die Aussicht frei zu haben. So gelangte er glücklich zur Seite der fortwährend ansteigenden Straße über Waldkirch hinaus bis in die Nähe von Bannholz. Hier aber, von dem Gipfel einer das Dorf und die ganze Umgegend beherrschenden Höhe sah er die Reiter — nicht wie er erwartet hatte, sich links wenden — sondern zu seiner Verwunderung den Weg weiter nach Tiefenhäusern verfolgen.

Kunz war unangenehm überrascht hievon. Er hatte sicher darauf gerechnet, daß die Reiter nach Niedermühle marschieren und nach Durchsuchung des Dörfchens auf anderem Wege nach Waldsbüt zurückkehren würden. In diesem Falle hätte er getrost den beabsichtigten Versuch bei den Einigen wagen können. Jetzt aber, da seine Annahme sich als falsch erwies, war derselbe mit großer Gefahr verbunden. Die Streifwache marschierte möglicherweise noch bis St. Blasien, kehrte dann auf der Altbthalstraße zurück und nahm dann erst die Durchsuchung seines Dorfes und Hauses vor. Wann aber geschah dies wohl und wann eröffnete sich ihm sonach die Möglichkeit, ungefährdet sein Haus zu erreichen?

Wieder überlegte Kunz. In den umliegenden Dörfern hörte er „die Mittagsglocke“ läuten; es war somit zwölf Uhr und zu dieser Jahreszeit noch fast fünf Stunden lang Tag. In dieser Zeit konnten die Reiter gerade St. Blasien erreichen. Was aber thaten sie voraussichtlich nachher? Blieben sie die Nacht über in dem Gotteshause oder marschierten sie sofort zurück,

um zu nächtllicher Zeit in seiner Mühle nach ihm zu suchen?

Das letztere schien ihm nicht sehr wahrscheinlich. Der Marsch von Waldshut nach St. Blasien beanspruchte mit Einrechnung der zum Durchsuchen des Geländes, der Dörfer und Gehöfte notwendigen Zeit mindestens sieben bis acht Stunden. Dies war eine für Menschen und Pferde — besonders aber für die letzteren — gleich erschöpfende Anstrengung, so daß man ihnen den sofortigen Rückmarsch, zumal zur Nachtzeit, nicht zumuten konnte. Kunz nahm darum mit Bestimmtheit an, daß die Reiter in St. Blasien nächtigen und keinesfalls vor acht Uhr am nächsten Morgen, da es um diese Zeit erst genügend hell wurde, den Rückmarsch antreten würden. Demnach hatte er, wenn er sich sofort nach Niedermühle aufmachte, daselbst von dieser Streiwache zunächst keinen Überfall zu gewärtigen. Von dem anderen Reitertrupp aber, den er von Gais nach Oberalpen hatte marschieren sehen, nahm er an, daß er inzwischen längst Niedermühle erreicht, durchsucht und sodann den Weitermarsch — wahrscheinlich gleichfalls nach St. Blasien — fortgesetzt habe. Er war darum für die nächste Zeit gleichfalls nicht mehr zu fürchten. Deshalb beschloß er, nicht länger mehr zu zögern, sondern schleunigst heimwärts zu den Seinigen zu eilen — jede Sekunde des längeren Zuwartens bedeutete einen Verlust an der karg bemessenen Zeit des Zusammenseins mit ihnen. Rasch wandte er sich deshalb seiner nur etwas über eine Stunde entfernten Heimat zu, tüchtig ausschreitend, denn eben fielen einige schwere Flocken vom Himmel herab, dessen bleigraues Aussehen auf den Ausbruch eines tüchtigen Schneegestöbers schließen ließ.

Es war der erste Schnee jenes ungewöhnlich milden Winters. Er und die Vertrauensseligkeit des Flüchtlings in die Richtigkeit seiner Annahmen wurden für ihn verhängnisvoll. Kaum war Kunz zu Hause angekommen, kaum hatte er sein jauchzendes Weib in die Arme geschlossen und sein Kind geküßt, so rückte unhörbar auf dem schneebedeckten Boden, vom Rheinthal her, ein starker Reitertrupp in das Dörfchen. Es war der Ritter Fuchs von Fuchsberg selbst, der unter starker Bedeckung nach St. Blasien ritt, um das Kloster gegen etwa noch mögliche abermalige Gewaltthätigkeiten des unter Kunz Zehlin entronnenen Bauernhäufens zu schützen. Aus diesem Grunde und um dieser gefährdeten Möglichkeit zu begegnen, hatte der Ritter unmittelbar nach der Einnahme Waldshuts auf sämtlichen Straßen Streiwachen gegen St. Blasien entsendet, mit der Weisung, unterwegs nach der Marschrichtung des entronnenen Häufens — der für stärker galt, als er in Wahrheit war — zu forschen und sodann nach der Abtei selbst zu marschieren, um hier das Eintreffen einer stärkeren, zum Schutze derselben bestimmten Abtheilung abzuwarten. Zwei dieser Reiter-Abtheilungen hatte Kunz — wie wir gesehen haben — auf seiner Wanderung erblickt. Da er aber ihren eigentlichen Zweck nicht kannte, vielmehr sich der Meinung hingab, daß sie nur zu seiner eigenen Verfolgung und Habhaftwerdung entsendet seien, so gab er sich nach ihrer Entfernung einem allzu großen Sicherheitsgefühl hin, das nimmehr in Verbindung mit dem frischgefallenen Schnee, der seine nach der Mühle führenden Fußspuren zeigte, ihm zum Verderben gereichte. Kaum hatte nämlich der an der Spitze der etwa 100 Pferde starken Abtheilung reitende Ritter diese Spuren entdeckt, als er lachend seiner Umgebung zurief: „Soho, was zeigt sich hier? Mich dünkt, solchen Riesenschuh kann mir ein Riese haben — der Riese, den wir verfolgen: was gilt's, wir treffen den Bären in seiner Höhle!“

Seine Begleiter stimmten ihm bei. Zwei Augenblicke später war die Mühle umstellt und der Ritter selbst mit einigen Knappen drang ins Haus. Bald war der Gefuchte, der zu spät die ihm drohende Gefahr erkannt und sich nicht mehr zu flüchten vermocht hatte, gefunden und gebunden.

Ausschreitend warf sich die unglückliche Veri dem Ritter zu Füßen. „Gnade, Herr!“ rief sie verzweifelt und die gerungenen Hände zu ihm erhebend. „Bei Christi Blut, erbarmet Euch! Laßt mir den Gatten — meinem Kinde den Vater!“

Der Ritter stieß sie mit dem Fuße zurück. „Hinweg, Weib!“ schrie er. „Gnade giebt es nicht für den Anführer der Hunde, die St. Blasien ausraubten!“ „Aber für den Ketter von St. Blasien!“ rief Veri, indem sie versuchte, die Knie des unbarmherzigen Ritters zu umschlingen. „Denn dies ist er, Herr — er allein hat verhütet, daß die Abtei in Flammen aufloberte!“

Doch der Fuchsberger stieß sie abermals von sich. „Zurück von mir!“ schrie er wütend. „Wenn man auf euch Weiber hört, ist die gesamte Empörerbrut unschuldig! — Das Kriegsgericht wird Recht sprechen!“

Kunz zerrte zähneknirschend an seinen Banden, als er sehen mußte, wie der ritterliche Fuß sein geliebtes Weib traf. „Zieh auf, Veri!“ — rief er ihr zu — „verschwende deinen Atem nicht umsonst! Eile zum Abt — er erinnert sich vielleicht dessen, was ich für das Kloster und die Mönche gethan: er möge statt deiner für mich bitten — ihn wird der Ritter nicht wie dich mit dem Fuße wegstoßen!“

Veri raffte sich auf, und ehe es die Schergen des Fuchsbergers verhindern konnten, lag sie an ihres Gatten Brust. „Ja,“ rief sie hoffnungsfreudig, „dies hat Gott dir eingegeben: der Abt soll mich hören — er soll dich befreien!“

„Fort mit ihm!“ rief der Ritter jetzt befehlend, und die Reifigen rissen das treue Weib mit roher Gewalt von des Gefesselten Brust und trieben diesen selbst mit Stößen und Püffen aus der Stube und dem Hause. Da eilte Veri in die Nebenstube, wo ihr Säugling unter der Obhut einer Magd in seiner Wiege lag. Weinend entnahm sie das lächelnde Kind seinem Bettchen und küßte es wieder und wieder. Dann aber legte sie es in die Arme der treuen alten Dienerin, welche einst schon ihre eigene Hüterin gewesen, und sprach haßig: „Hüte ihn gut bis zu meiner Rückkehr, Martha — und wenn ich — nicht wieder heimkommen sollte, so — so bringe ihn meiner Mutter, der Budelmüllerin — sie möge dann seine Mutter sein! Leb wohl, Martha — leb wohl, mein geliebtes, teures Kind!“

Ohne Marthas Antwort abzuwarten, eilte sie hinweg, dem Zuge nach, der sich St. Blasien zu bewegte. Es schneite wieder dicht, aber Veri achtete es nicht: Vorwärts drang sie durch den vom eisigen Wind auf der Straße bereits fußtief zusammengewehten Schnee, bis sie sich an der Seite ihres Gatten befand, der mit auf den Rücken gebundenen Händen und um den Hals gelegtem Strick finster neben dem letzten Pferde schritt, an dessen Sattel dieser befestigt war. Und mitleidiger als der ritterliche Anführer des Zuges, ließ der Reiter, dessen Gut Kunz anvertraut war, das unglückliche junge Weib gewähren; ja, er duldete sogar, daß Veri mit dem Gefangenen sich besprach, und ließ sein Pferd etwas kürzer treten, damit dies ungehört von den übrigen Reifigen geschehen konnte.

So gelangte der Zug durch die Ortschaften und Dörfer des herrlichen Albthales. Es fing zu dunkeln an, und

mehr und mehr beschwerlich wurde das Gehen im wachsenden Schnee. Aber Veri wich nicht von der Seite des Gefangenen. Sie fühlte keine Ermüdung; die Aufregung und die Angst um den Geliebten verliehen ihr Riesenkraft. Endlich jedoch, nach fast dreistündigem Marsche, schimmerten die hellerleuchteten Fenster der Abtei durch die noch immer dicht fallenden Schneeflocken, und bald darauf zogen die Reiter durch das weitgeöffnete Thor in den Klosterhof. Auch Veri wollte folgen, aber der Pförtner verwehrt ihr den Eintritt. „Kein Weib dürfe nach der Klosterregel in den Gebäuden der Abtei nächtigen,“ jagte er. Kein Bitten half, der Pförtner wich nicht ab von dem, was er seine Pflicht nannte, und als Veri den Abt zu sprechen verlangte, erklärte er dies für „unstatthaft nach Sonnenuntergang“ und vertröstete sie auf den nächsten Morgen.

Da schlang die treue Frau noch einmal die Arme um den Nacken ihres Gatten, küßte ihn und hieß ihn guten Mutes sein, denn mit dem frühesten wolle sie beim Abte vorsprechen und der werde — wie sie zuversichtlich hoffe — seine Bande lösen. Aber Kunz schüttelte traurig den Kopf. „Küße mich nochmals, Veri,“ sprach er, „eine innere Stimme sagt mir, daß — es zum letztenmale geschieht: ich werde dich nicht wiedersehen!“

Weinend, im bittersten Abschiedschmerz preßte da Veri ihre Lippen auf die ihres Gatten, dann — schloß sich das Thor zwischen ihm und ihr.

Oberhalb der Abtei, auf dem Kalvarienberge, stand eine kleine Kapelle. Dahin wandte Veri, um daselbst die endlos lange Nacht zu verbringen. Aber kein Schlaf kam in ihre Augen. Auf ihren Knien lag sie vor dem matt durch die ewige Lampe erleuchteten Altare und betete zum Allerbarmer um die Rettung des Geliebten.

Endlich grante der Morgen und Veri raffte sich auf, um jetzt endlich vor den Abt zu treten und seine Hilfe anzusuchen. Aber wiederum vermochte sie nicht zu ihm zu gelangen. Der Pförtner ließ sie zwar ein, aber der Abt war auch jetzt nicht sichtbar. „Der hochwürdigste Herr begehle mit den ehrwürdigen Vätern die »Hora prima.«<sup>1)</sup>“ hieß es. „Dann werde er mit seinen ritterlichen Gästen das Frühstück einnehmen, um unmittelbar nachher die »Tertia« abzuhalten; erst nach dieser werde er vielleicht zu sprechen sein.“

Veri beschwor den Laienbruder, der ihr diesen Bescheid gegeben, mit heißen Thränen und aufgehobenen Händen, ihr Zutritt beim Abt zu verschaffen, bevor er zum Frühstück gehe. „Es handelt sich um ein Menschenleben,“ rief sie verzweifelt, „um das Leben des Mannes, der den Abt und die Mönche vor Mord, das Kloster vor Brand bewahrte — sagt ihm das, guter Bruder, ich bitte, ich beschwöre Euch!“

Gutmütig nickte der Mann mit dem Kopfe und führte sie in das Gemach, in welchem der Abt seine Audienzen zu erteilen pflegte. Er wolle thun, was möglich sei, sagte er, aber versprechen könne er nichts. Damit ging er, aber nach einer Weile kam er wieder und

meinte, es sei schon zu spät, das Frühstück habe bereits begonnen; nach Beendigung desselben wolle er sehen, was sich thun ließe.

Die trostlose Frau mußte sich damit zufrieden geben; sie setzte sich auf die Ofenbank und wartete. Aber eine Stunde und mehr verging und noch immer ward sie nicht zum Abt beschieden. Da hielt sie es nicht länger aus im einsamen Gemach. Sie erhob sich und stürzte hinaus, um den Abt zu suchen und ihn zu zwingen, sie anzuhören, stünde er auch am Altare.

Und das Glück war ihr günstig. Im Kreuzgange erfas er ihn, im Begriff, mit den Mönchen abermals zum Gebet in die Kirche zu gehen. Entschlossen warf sie sich dem Zuge in den Weg und hob, vor dem Abt in die Knie sinkend, die bittend gefalteten Hände zu ihm empor. „Um Gottes Barmherzigkeit willen,“ rief sie aus, „höret mich, hochwürdigster Herr!“

Der Abt stand still. „Was willst du, Mädchen?“ fragte er unwirsch.

„Eure Hilfe, Herr, für meinen Mann, den Müller von Niedermühle!“ rief Veri flehend.

Abt Johann erhob abwehrend die Hand. „Jetzt nicht, Mädchen,“ erwiderte er, Veri konsequent den Frauentitel verweigern. „Jetzt muß ich zur Kirche, in einer Stunde magst du zu mir kommen!“

„Herr, ich beschwöre Euch,“ rief Veri, fast wahn-sinnig vor Angst und Schmerz, „höret mich — jetzt, jetzt gleich!“

„Unmöglich, — die Hora beginnt!“

„Herr, es gilt sein Leben!“

„Es gilt den Dienst und die Ehre Gottes!“ sprach der Abt feierlich. — „Gieb Raum!“

Und ohne den Verzweiflungsschrei zu beachten, der sich aus Veris Herzen losrang, schritt er an ihr vorüber. Paarweise folgten ihm die Mönche zum Chor der Kirche, wo sie sich in den notdürftig wiederhergestellten Stühlen zur Andacht niederließen.

Veri erhob sich. Halb sinnlos wandte sie den Mönchen nach in die Kirche — sie wollte wenigstens in der Nähe desjenigen sein, von dem sie die Rettung ihres Gatten erhoffte, ihn nicht aus den Augen lassen und nach Eröffnung des trennend zwischen ihm und ihr gelegenen Chorgitters sich ihm abermals in den Weg werfen. So verging wiederum eine Stunde, eine entsetzlich lange, qualvolle Stunde, da endlich erhob sich der Abt, und gefolgt von seinen Ordensbrüdern verließ er die Kirche.

Das arme Weib raffte sich auf und wandte ihm entgegen. Aber sie kam nicht weit. Erschöpft durch die gehabten Anstrengungen, die Schlaflosigkeit, den Mangel jeglicher Nahrung seit vierundzwanzig Stunden, noch mehr aber durch die entsetzliche, nervenzerrüttende Angst fühlte Veri plötzlich ihre Kräfte schwinden. Der Kopf schwindelte ihr — alles drehte sich rundum im Kreise mit ihr — nur die Arme vermochte sie noch flehend gegen den Abt auszustrecken, dann schlug sie bewußtlos schwer auf den Steinboden der Kirche nieder.

Der Abt sah sie niederstinken und gab im Weiter-schreiten einigen der nächstbefindlichen Mönche ein Zeichen, ihr beizustehen. Aber ehe dies geschehen konnte, hatten ein paar zufällig in der Kirche anwesende Frauen sie aufgehoben und hiansgetragen ins Freie. Ihren Bemühungen gelang es, das arme Weib, freilich erst nach geraumer Zeit und nach Einflößen von etwas Nahrung, welche ein mitleidiger Laienbruder aus der Klosterküche herbeigeht hat, wieder zu sich zu bringen. Veris erster Gedanke nach ihrem Erwachen war Kunz und die Gefahr, in der er schwebte. Schleunigst erhob

<sup>1)</sup> Die sogenannten Horae canonicae sind die auch jetzt noch in den Klöstern zum Gebet bestimmten Tagesstunden. Es giebt deren sieben: 1) Die Matutina, die Frühmesse, die eigentlich um 3 Uhr morgens beginnen sollte, aber selten zu dieser Zeit stattfindet. 2) Die Prima, von morgens 5 oder 6 Uhr an. 3) Die Tertia, von 8 oder 9 Uhr an. 4) Die Sexta, von 11 oder 12 Uhr an. 5) Die Nona, von 2 oder 3 Uhr an. 6) Die Vespera, von 4 oder 5 Uhr an. 7) Das Completorium oder hora completa, gleich nach Sonnenuntergang.

sie sich und eilte wieder nach der Klosterpforte, um jetzt endlich zum Abt zu gelangen. Da fiel ihr Blick auf eine unweit dieser Pforte um eine mächtige Eiche gescharte Menschenmenge. Speere und gezückte Schwerter ragten aus derselben empor, und in ihrer Mitte hielt hoch zu Ross der Ritter Fuchs von Fuchsberg und einige seiner adeligen Genossen. Alle hatten die Blicke aufwärts gerichtet nach einem im Laubwerk halb verborgenen Gegenstande. Unwillkürlich richtete sich auch Veris Auge dahin und — mit einem markerschütternden, gellend durch das Thal schallenden Schrei sank die Unglückliche abermals bewußtlos zu Boden.

Sie hatte die Leiche ihres Gatten erblickt, die an einem Strick aus dem Gezweige herabhing.

Als Veri wiederum zum Leben erwachte, befand sie sich in einer bei St. Blasien, am Windbergbühl gelegenen Kbhlerhütte, wohin sie von dem barmherzigen Eigentümer und dessen Weib gebracht worden war. Sie schien sich jedoch des entsetzlichen Ereignisses, dessen Anblick sie in so furchtbarer Weise erschüttert hatte, nicht mehr zu erinnern. Still und regungslos lag sie auf dem Laublager, das die mitleidige Hand des Kbhlerweibes ihr in einem Winkel der Hütte aufgeschichtet hatte, und stierte mit weitauferissenen Augen vor sich hin, in dumpfer Gefühlslosigkeit. Zwei volle Tage vergingen so, ohne daß sich in ihrem Zustande etwas geändert hätte. Sie schien ebensowohl die Gebrauchsfähigkeit ihrer Glieder wie ihrer Sinne verloren zu haben. Gleichwohl unterlag es keinem Zweifel, daß sie sah und hörte, denn auf wiederholte freundliche Ansprachen der Kbhlerin richtete sie ihr stieres Auge jeweils ins Antlitz der Sprechenden, ohne aber — wie deutlich zu erkennen war — Bewußtsein hiervon zu haben.

Endlich, am Abend des zweiten Tages, trat eine Aenderung dieses Zustandes ein. Sie richtete sich plötzlich von ihrem Lager auf und schaute — wie es schien — erstaunt in dem ihr völlig fremden Raume umher. Aber kein fragendes Wort kam dabei von ihren Lippen, auch der starre Ausdruck ihrer Züge und ihres Auges verlor sich nicht: ihre Körperkräfte waren zurückgekehrt, aber ihrer geistigen — dies war unverkennbar — war sie beraubt, wenigstens für den Augenblick.

Gleichwohl begrüßte die wadere Kbhlerfrau die vor sich gegangene Veränderung mit herzlicher Freude. Sie hoffte auf den mildernenden Einfluß der Zeit für die Kranke und hierdurch auf eine, wenn auch nicht vollständige, doch teilweise Rückkehr ihrer Geisteskräfte. Und wirklich begann es, als ob sich dies bewahrheiten sollte, denn Veri schied am unnehme — obgleich noch immer wortlos — in der Kbhlerhütte emsig nach irgend einem Gegenstande zu suchen, ohne sich natürlich klar zu sein, was es sei, das sie vermisse. In jeden Winkel troch sie

und kehrte das unterste zu oberst, um endlich, sichtlich enttäuscht, von ihren Bemühungen abzustehen und sodann, nach einiger Zeit, ihr Suchen von neuem zu beginnen.

Die Kbhlerin ließ sie ruhig gewähren. Während der Nacht jedoch hörte sie plötzlich die Kranke auf ihrem Lager bitterlich weinen und schluchzen. Sie störte sie auch hierin nicht, denn sie hielt dies für ein Zeichen des wiederkehrenden Gedächtnisses. Als sie aber frühmorgens an ihre Lagerstätte trat, um nach ihr zu schauen, da — war die Laubschicht leer, Veri selbst verschwunden.

Die gute Frau kümmerte sich darum nicht wenig. Sie fürchtete, daß das arme Geschöpf sich ein Leid angethan haben könne, und suchte deshalb vor ihrer Hütte nach etwa im Schnee sichtbaren, zur rauschenden Abführenden Fußspuren. Aber zu ihrer Befriedigung fand sie keine solchen, und mit einem „Der lieb' Gott b' huet je!“ ging sie endlich in ihr Häuschen zurück, ihrer Arbeit nach.

Inzwischen war Veri, einem instinktiven Triebe folgend, auf dem vom vollen Mondeslicht bestrahlten Pfade hinabgeeilt nach St. Blasien; ihr war, als ob sie dort finden müsse, was sie bisher vergeblich gesucht hatte. Ihr Weg führte sie an dem entsetzlichen Baume vorbei, und jetzt — mit einemmale kam ihr die Erinnerung wieder an den fürchterlichen Anblick, den sie hier gehabt, jetzt wußte sie, welchen schrecklichen, unerfesslichen Verlust sie erlitten hatte. Mit unsäglichem Weh im Herzen lebte sie sich an den mächtigen Baumstamm und blickte mit überströmenden Augen hinauf nach der Stelle, wo ihr Kruz gestorben war, aber sie fand auch jetzt nicht, was sie suchte: die Leiche des geliebten Mannes war nicht mehr da — sie war abgenommen und an einem ihr unbekanntem Orte, wahrscheinlich in ungeweihter Erde verscharrt worden. Aber wo war dieser Ort? Wo war der teure Leichnam zur ewigen Ruhe gebettet? Sie wollte hingehen und dem Platz mit ihren Thränen eine bessere Weibe geben, als irgend ein Priester mit Weihwasser und Rauchfaß ihm hätte verleihen können.

Sie machte sich auf, um die Stätte zu suchen. Da fiel ihr Blick auf einen nur wenige Schritte unterhalb des Baumes errichteten Pfahl, an dessen oberem Ende über einer auf ein Bretchen geschriebenen Inschrift ein bleicher Gegenstand sich befand. Veri trat näher und — entsetzt erkannte sie in dem Gegenstande eine menschliche Hand — die Riesenhand ihres Gatten. Auf dem Bretchen aber stand mit großer, im Mondlicht deutlich lesbarer Schrift: „Dy Hand, dy St. Blasien usraupt, zum warnend exemplum hyr uffgericht.“

Eine wilde Wut überkam Veri bei diesem grauenhaften Anblick. Also so groß war der Haß der Menschen gegen den geliebten Mann gewesen, daß sie nicht einmal seiner Leiche die ewige Ruhe gönnten — daß sie



Sie ergriff einen an der StraÙe liegenden Stein und trieb damit den durch die geraubte Hand gehenden Nagel tief in das Holz der Klosterpforte.

Teile seines Körpers zwischen Himmel und Erde aufhingen — den Raubvögeln zum Fraße — ein Anblick des Schreckens und des Ekels! — Nein, bei Gott, dies sollte nicht geschehen, diese teure Reliquie wenigstens sollte nicht zum Abscheu der Vorübergehenden dienen!

Mit fast übermenschlicher, dem Wahnsinn innewohnender Kraft riß sie den Pfahl aus der Erde, und im nächsten Augenblick zog sie den Nagel, der die geliebte Hand festhielt, aus dem Holze. Hastig enteilt sie mit ihrer Beute und gelangte an das große, noch verschlossene Portal des Klosters, in welchem sie vor drei Tagen vergeblich Hilfe und Rettung für den Geliebten gesucht hatte. Alle ihre Qualen, alle Angst und Verzweiflung, die sie hinter dieser Pforte gefühlt hatte, erwachten da aufs neue in ihr, zugleich mit dem Verlangen nach Rache an dem Abt und den Mönchen, die kaltberzig ihren Jammer sehen und ihr dennoch Hilfe versagen konnten. Ja, Rache wollte sie haben, sie brauchte sie zur Sühnung des an ihrem Kunz verübten Verbrechens, ebenso wie zur Strafe des an ihr selbst von dem Abt begangenen Undanks! Sie mußte Rache haben und — die Hand des Gemordeten selbst sollte sie dem Kloster verfallen!

So dachte Veri, und hellauflachend in plötzlich wiedererwachtem Wahnsinn ergriff sie einen an der Strafe liegenden Stein und trieb damit den durch die geraubte Hand gehenden Nagel tief in das Holz der Klosterpforte. Dann zog sie ein Stückchen Kreide, das sie, als des Schreibens kundig, in der Mühle für geschäftliche Zwecke stets bei sich zu tragen pflegte, aus der Tasche und schrieb mit großen Buchstaben darunter:

„Diese Hand wird sich rächen!“

Etwas zurücktretend prüfte sie ihr Werk, dann, nochmals grell auflachend, verschwand sie im angrenzenden Walde.

Nicht ohne geheimes Grauen vernahm der Abt am Morgen den Bericht des Pfortners über die von ihm beim Öffnen der Pforte gemachte grauenhafte Entdeckung. Wie die meisten seiner Zeitgenossen war er ungeachtet seiner hohen geistlichen Würde nicht frei von Aberglauben und deshalb geneigt, das unheimliche nächtliche Vorkommnis mit übernatürlichen Kräften in Verbindung zu bringen. Aber glücklicherweise gab es, seiner Meinung nach, ja Mittel und Wege, die ohne Zweifel von höllischen Mächten herrührende Drohung unschädlich zu machen. Er ließ die Totenhand an den wieder aufgerichteten Pfahl befestigen, verlöschte sodann eigenhändig mittelst eines in Weihwasser getauchten Schwammes die gespenstige Schrift am Portale und machte, nachdem er die Stelle gehörig beräuchert hatte, drei Kreuzlein darüber.

So glaubte Abt Johann die dem Gotteshause durch die Totenhand drohende Gefahr abgewendet zu haben. Aber er täuschte sich. Drei Tage nachher, in früher Morgenstunde, als ein gewaltiger Sturmwind durch das Thal brauste, brach im östlichen Flügel des Klosters Feuer aus, das sich mit rasender Schnelligkeit über sämtliche Gebäulichkeiten verbreitete und sie binnen wenigen Stunden in Asche und Schutt legte.

Niemand vermochte sich die Ursache des Brandes zu erklären. Man sah ihn allgemein als von der „rächenden Hand“ gestiftet an. Diese Meinung fand um so mehr Glauben, als einige Mönche, inmitten der zum Himmel lobenden Flammen, auf dem First des Daches eine teuflische Gestalt gesehen haben wollten, die unter gräßlichem Lachen einen Gegenstand, der wie eine menschliche Hand ausfas, über dem Haupte schwang.

Der Pfortner zwar behauptete, in der Gestalt das wahnstinnig gewordene Weib des hingerichteten Redmanns Kunz Fehlin erkannt zu haben, aber es gab keinerlei Beweise hiefür. Thatsächlich jedoch war Veri von jenem Tage an verschwunden und mit ihr die abermals von dem Pfahle losgerissene „rächende Hand“.

## Die Glückshäube.

Eine abergläubische Geschichte, worin die Frauen Recht behalten.

Von Otto Wilfert.

In Waldenbromm — so wollen wir die württembergische Oberamtsstadt nennen, in der unsre Geschichte spielt — war Rekrutentag, der 1. Februar 1852. Im ganzen Schwabenland, so auch im Bezirk Waldenbromm, mußten an diesem Tage sämtliche militärpflichtig gewordenen jungen Leute in der Bezirksstadt erscheinen, um zu „spielen“, d. h. um zu lösen, wer Soldat werden müsse und wer nicht. Schon am frühen Morgen fuhrn betränzte Leiterwagen von allen Seiten her durch die Stadtthore und sausten im Galopp durch die Straßen. Die Burschen johlten dazu aus Leibeskräften. Stundenlang ging das so fort; ja, den ganzen Vormittag sah man auf Straßen und Plätzen nichts als junge Burschen mit Sträußchen am Hute, Ketten bildend, johlend, schreiend, sich möglichst betrunken und fidel anstellend. Eine Polizei schien es nicht zu geben, die Buben waren heute die Herren der Stadt. In den Nachmittagsstunden zogen sie, heiser gebrüllt, aber immer noch brüllend, hinaus in die heimatischen Dörfer, um diesen auch etwas von dem Vergnügen zuzuwenden. Warum sollten sie auch nicht? Ziel es doch niemanden ein, ihnen etwas in den Weg zu legen! Im Gegenteil, das galt bei alt und jung als der höchste Ruhm, an diesem Tag der Tollste zu sein.

In Wahrheit waren freilich die Burschen in Waldenbromm keineswegs so lustig, als sie thaten. Es war vielmehr der reine Galgenhumor, der sie so schreien und großthun hieß. Die wenigsten zogen ja hohe Nummern, die „frei“ machten; die meisten mußten „her“, d. h. Soldat werden. Und in den Herzen derer, die heute ihr gefürchtetes Schicksal unweideruflich kommen fühlten, sah es, obgleich gerade diese am ärgsten trakeelten, meistens recht traurig aus.

So traurig, wie in dem Erkerstübchen in dem großen Haus am Marktplatz, wo eine Familie um den Frühstückstisch versammelt war! Das war der Herr Gerichtsnotar Kurzenberger, seine Frau und zwei erwachsene Töchter, Marie und Emilie.

Offenbar hatte es Streit gegeben. Der Herr Notar schaute ingrimmig in eine Zeitung hinein; die beiden Töchter wagten nicht aufzublicken; die Mutter hatte sich im Sofa zurückgelehnt, ließ den Kaffeelöffel zwischen den Fingern tanzen und betrachtete angelegentlich die Verzierung an der Zimmerdecke.

Das dauerte so eine Weile. Die bekommenne Stille im Zimmer bildete einen eigentümlichen Gegenatz zu dem lauten Treiben der johlenden Jugend auf dem Marktplatz drunten. Endlich brach die Frau Notar das peinliche Schweigen und sagte: „Ich sehe nicht ein, warum du's nicht thun willst, Vater. Mein Onkel Fritz ist auch mit einer Glückshäube geboren worden, und ich weiß noch ganz gut — ich war damals auf Besuch bei meinen Großeltern und schon ein großes Schulmädchen —, wie der Großvater die Glückshäube einschob und der Onkel Fritz frei wurde.“